

**Pfarrer und Kommissar
Jos. Ignaz von Ah von Kerns**

Aus seinem Leben und Wirken

von P. PLAZIDUS AMBIEL, O.S.B.

**Beilage zum Jahresbericht
der Kantonalen Lehranstalt Sarnen
1941/42**

Pfarrer und Kommissar
Jos. Ignaz von Ah von Kerns

Aus seinem Leben und Wirken

von P. PLAZIDUS AMBIEL, O.S.B.

Beilage zum Jahresbericht
der Kantonalen Lehranstalt Sarnen
1941/42



Pfarrer Jos. Ignaz von Ah

Pfarrer und Kommissar Jos. Ignaz von Ah von Kerns

Die Innerschweiz ist reich an interessanten, originellen, kraftvoll hervortretenden Persönlichkeiten. Früher mehr als jetzt; denn der ungestüme moderne Zeitstrom reißt alles mit sich, während früher die Charakteranlagen des einzelnen sich freier und selbständiger entfalten konnten. Solche Persönlichkeiten leben in der engern Geschichte des Landes fort, und man läßt sie gern im Geiste wieder erstehen und freut sich an ihrer Besonderheit im Leben und Wirken.

Eine solche unvergeßliche, markante und überragende Persönlichkeit war Pfarrer und bischöflicher Kommissar Jos. Ignaz von Ah von Kerns. Als Prediger und Publizist, besonders als »Weltüberblicker«, erwarb er sich Lob und Anerkennung in der ganzen Schweiz und im Auslande. Großen Dank schuldet ihm Obwalden für seine erfolgreichen Bemühungen um die Hebung des Schulwesens. Seine Lebensarbeit galt der Kirche, dem Volke und der Heimat. Darum ging bei seinem Hinscheiden am 1. Sept. 1896 eine große Trauer durch die ganze Innerschweiz; fast alle Schweizer Zeitungen brachten ehrende Nachrufe, und der schweizerische Bundespräsident Lachenal sandte ein Beileidsschreiben an die Verwandten des Verstorbenen. So mag es begründet sein, daß Pfarrer von Ahs Leben und Wirken an dieser Stelle wieder in Erinnerung gebracht wird, zumal er seit seinen Studentenjahren bis zu seinem Tode in treu-freundschaftlicher Anteilnahme die Geschicke unseres Kollegiums miterlebte.

Pfarrer von Ah nannte sich gern »Kilchgenosse« von Sachseln. Dort war er am 2. Februar 1834 von ärmlichen Eltern geboren. Sein Vater Theodul besaß ein kleines Anwesen und betrieb nebenbei das Schusterhandwerk. Sein Verdienst reichte notdürftig aus, Frau und fünf Kinder zu ernähren. Die Mutter Anna Maria, geb. Imfeld von Sarnen, war eine Frau von raschem, frischem Temperament, besaß eine kernige Frömmigkeit und tiefes Gemüt. In ihrem Bekanntenkreise war sie gern gesehen, da ihr Humor und Witz nie versagte, war aber auch wieder gefürchtet wegen ihrer treffsichern sarkastischen Bemerkungen, die sie gelegen und ungelegen zum besten gab. So sagte sie einmal in der Kirche laut genug, daß andere es hören konnten, als ein armes Hochzeitspaar von der Kanzel verkündet wurde: »Herr, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun«. Dieses Erbe bekam Jos. Ignaz von der Mutter reichlich, allzu reichlich mit ins Leben. Der geweckte Knabe machte sich früh bemerkbar. Schon als Schulknabe ließ er die Kameraden seine geistige Überlegenheit fühlen, führte das Wort in der Unterhaltung und hielt sogar

kleine Ansprachen. Von Ah war sich zeitlebens bewußt, was er seiner Mutter zu verdanken habe, und legte eine rührende Dankbarkeit und Liebe gegen sie an den Tag. Als er als deutscher Kaplan in Freiburg am Lichtmeßfeste, seinem 26. Geburtstag, predigte, sagte er: »Ich bin weit herumgekommen, fremde, unbekannte Sprachen klangen schon an mein Ohr, gar viele haben an mir herumgeschult, und mehr als einer hat mir freundlich zugeredet — aber nie, nie mehr habe ich Liebe gefunden wie daheim und in den Armen meines teuren, unvergeßlichen Mütterleins.«

Der kleine Jos. Ignaz hatte weder zur Landwirtschaft noch zum Schusterhandwerk Neigung; sein heißer Wunsch war: studieren und Priester werden. Die Eltern gaben dem Drängen ihres ältesten Sohnes nach und ließen ihn das Benediktinerkollegium in Sarnen besuchen, wo er die sechs Gymnasialklassen absolvierte. Von Ah war nach dem Zeugnisse seiner Lehrer und Mitschüler ein tüchtiger Student, der aber auch in der Schule seine Gedanken und Einfälle oft und frei herausprudelte, so daß ein Professor ihm einmal sagte: »Seppnazeli, von jetzt an darfst du in der Schule nur noch griechisch schwatzen«. Zum Philosophiestudium ging er nach Einsiedeln. Sein Witz und Humor machten ihn auch hier wieder zum Mittelpunkt der Studenten; seine Aufsätze, Reden und Gedichte erregten wegen ihres treffenden und originellen Gehaltes bei Professoren und Klassengenossen Aufsehen. P. Gall Morel war sein Lieblingsprofessor; ihm verdankte er viele Anregungen zu poetischem Schaffen. Auf einer Heimreise in die Ferien passierte ihm das Mißgeschick, daß er in Brunnen das Geld nicht hatte für die Fahrt nach Stansstad. Er begab sich dennoch aufs Schiff und wußte sich während der Fahrt der Kontrolle zu entziehen. Als beim Aussteigen in Stansstad der Kondukteur die Fahrkarte abverlangte, erklärte von Ah keck und belustigt, er habe kein Billett und kein Geld. Aus Ärger, wohl nicht um die Dampfschiffgesellschaft dadurch schadlos zu halten, versetzte ihm der Kondukteur einen Fußtritt. In seinem unverwüstlichen Humor rief von Ah aus: »Hätte nicht gedacht, daß ich noch herausbekäme«.

Von Einsiedeln ging von Ah nach Chur zum Studium der Theologie. Wie am Lyzeum, so studierte er auch im Priesterseminar voll Wißbegierde, nicht pedantisch nach Buchstaben und Schablone, sondern mit eigener Verarbeitung und persönlichem Interesse: er studierte nicht für die Schule, sondern für das Leben. Unermüdlich sammelte er Stoff für Predigten und Vorträge, übte sich im freien Vortrag und studierte die rhetorischen Erzeugnisse großer Redner und Prediger.

Da der Theologe von Ah das für die Priesterweihe vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht hatte, wurde er nach Abschluß der theologischen Studien einstweilen als Lehrer im damaligen bischöflichen Knabenseminar verwendet.

Schon damals, erst Subdiakon geworden, erwirkte er sich vom Bischof die Erlaubnis, öffentlich zu predigen. Die erste Predigt hielt er in Churwalden über das Thema: Die Wunder Christi lehren uns den wahren Glauben.

Schon in dieser Zeit verriet von Ah Mut und Weitblick und sicheres Erfassen der Zeitbedürfnisse. In der »Schweizerischen Kirchenzeitung« forderte er auf zur Gründung des »ersten allgemeinen Katholikenvereins der Schweiz«. Er fand geneigtes Gehör, und bald bildeten sich 20 Ortsgruppen des Piusvereins. Am 21. Juni 1857 fand in Beckenried eine allgemeine Versammlung statt, wo die von von Ah vorgelegten Statuten des Vereins genehmigt wurden. So wurde der junge von Ah der eigentliche Gründer des Piusvereins.

Am 9. August 1857 empfing von Ah die hl. Priesterweihe und feierte am 16. August seine Primiz in Sachseln, wobei P. Gall Morel die Festpredigt hielt und Generalvikar von Haller, der nachmalige Weihbischof von Chur, als geistlicher Vater fungierte. Der Primiziant war tief gerührt über die feierliche Veranstaltung des Festes von seiten der Gemeinde Sachseln. Beim Festessen stattete er in herzlichen Worten seinen Dank ab und versprach, sein Priesterwirken ganz dem Nutzen und Frommen des Volkes zu widmen. Einen Monat später hielt er in Sachseln am Eidgenössischen Betttag die Festpredigt über das Thema: Der Himmel ist unsere Heimat. Dabei flocht er wieder ein Dankeswort ein und sagte: »Ich bin hocheifrig, daß es mir vergönnt ist, am heutigen Tage, dem schönsten Feste unseres Vaterlandes, zu Euch Worte des Lebens zu reden. Und ich benütze gerne diesen Anlaß, Euch allen meinen herzlichsten und innigsten Dank auszusprechen zunächst für die schöne und unvergeßliche Feier, womit Ihr den Antritt meines Priesteramtes verherrlicht habt; sodann auch für die vielen Beweise von Liebe und Freundschaft, die Ihr von der ersten Stunde meiner Jugend bis heute mir reichlich bewiesen. Ich flehe zu Gott alle Tage am Altare für Euch alle, daß er Euch segne und lohne tausendfältig und Euch dafür zuteil werden lasse die Freuden unseres wahren Vaterlandes, wovon ich heute ein Mehreres zu Euch sprechen will im Namen und zur Ehre Gottes.«

Nun stellte sich der Neupriester mutig und voll Arbeitslust dem Bischof zur Verfügung für die praktische Seelsorge.

In der Seelsorge

Die Stadt Bern war das erste Wirkungsfeld des jungen Priesters. Die Verwendung in der Diaspora mochte von Ah, der in ganz katholischem Volke aufgewachsen war, wohl etwas erschrecken, aber er ging, wie es seine Art war, ohne Zaudern ans Werk und war dem Pfarrer Baud in schwerer Zeit ein zuverlässiger und eifriger Mitarbeiter von 1857—1859. Bald wurde er

zu einer ungeahnten und ungewohnten Sendung ausersehen. Für die im Bau begriffene katholische Kirche St. Peter und Paul sollten die nötigen Geldmittel beschafft werden. Vikar von Ah mußte den Bettelstab zur Hand nehmen und die Schweiz, Tirol und die Rheinlande durchreisen und auf fremden Kanzeln die Wohltätigkeit der Katholiken für Bern in Anspruch nehmen. Ein schweres Werk für den jungen Priester, der nur durch seine Studien über die engere Heimat hinaus nach Einsiedeln und Chur gelangt war! Aber seine Begeisterung für das große Werk, die Aussicht, fremde Länder und Verhältnisse kennenzulernen, und der jugendliche Drang in die Ferne erleichterten ihm »die Fahrt in die große Welt«. Seine Bettelreise führte ihn auch nach Gries in Südtirol, wo er bei den treuherzigen und freigebigen Bauern der Marktgemeinde reiche Unterstützung fand. In der Predigt über den Eifer für die Ehre Gottes stellte er das schöne Zeugnis aus: »Ich bin in den letzten Tagen als ein armer Bettler bei Euch herumgegangen und habe schüchtern an Eure Türen gepocht. Reiche und Vornehme haben mich freundlich aufgenommen und bedeutende Gaben zum Bau einer katholischen Kirche in Bern beige-steuert. Knechte und Mägde und Arbeiter kamen von ihrer mühsamen Arbeit und drückten mir den letzten Kreuzer in die Hand, und keiner von allen hat mir unbarmherzig die Türe gewiesen. Ich bin vor Fürsten und Regenten gestanden und bin weit herumgekommen in vielen Landen; aber einen solchen Glauben habe ich noch nirgends gefunden in Israel. Heil und Segen — sagte ich mir — Heil und Segen einer solchen Gemeinde! Segen dem guten Hirten, dem eine solche Herde anvertraut! Heil und Segen Euch allen, Gottes Lohn und seiner Kirche Dank in Zeit und Ewigkeit!«

Die Kirche in Bern wurde fertiggestellt und die Bauschulden bezahlt, auch Papst Pius IX. spendete hierfür 50 000 Fr. Doch die Freude der Berner Katholiken über diese neue herrliche Kirche dauerte nicht lange. Die vatikanische Lehrentscheidung über die Unfehlbarkeit des Papstes wurde der Anlaß scharfer Kämpfe gegen die Katholiken. Die Berner Regierung sprach den Altkatholiken das Recht zu, die katholischen Kirchen mitzubenußen. Der Papst aber verbot die religiöse Gemeinschaft mit den Altkatholiken; darauf wurde die neue Kirche 1873 von der Regierung der neuen Sekte zugewiesen. von Ah konnte den Schmerz und Zorn über diese Ungerechtigkeit nie verwinden.

Nur zwei Jahre dauerte seine Wirksamkeit in Bern; 1859 wurde er als deutscher Kaplan und Stadtprediger nach Freiburg berufen. Begreiflicherweise sagte ihm die Pastoration in dieser katholischen Stadt besser zu und er fühlte sich auch schnell heimisch, sowohl bei der deutschen als französischen Bevölkerung. In kurzer Zeit machte er sich die französische Sprache zu eigen, so daß er auch in diesem Idiom predigen konnte. Sein reges Interesse und

das Streben, sich für seinen Wirkungskreis weiterzubilden, veranlaßte ihn zum Studium der französischen Literatur, besonders auch der berühmten Kanzelredner wie Bourdaloue, Lacordaire, Ravignan, P. Felix, Monsabré. Freiburg behielt er in lieber Erinnerung und blieb mit manchen Familien in freundschaftlicher Korrespondenz; denn schon nach vier Jahren mußte von Ah wieder von Freiburg scheiden, um in Stans als Sekundarlehrer und Katechet der Jugendbildung sich zu widmen. Sein Geschick und Talent, sich den Verhältnissen anzupassen und doch über den Verhältnissen zu stehen, bewährte sich schon hier. Mit frischem Eifer ging er ans Werk. Immerhin war diese untergeordnete Stellung für ihn beengend. Sein weitsichtiger, beweglicher Geist und sein Drang nach freierer Tätigkeit auf größerem Wirkungsfelde ließen ihn freudig zusagen, als er am 29. September 1867 von der großen Gemeinde Kerns zum Pfarrer gewählt wurde.

Das Volk von Kerns hatte seine helle Freude am neuen Pfarrer; die frische, eifrige und originelle Art seiner Amtswaltung gefiel, namentlich der jüngeren Generation, und bald sprach man in ganz Obwalden vom Kernser Pfarrer, der in seiner Praxis altbewährte Methoden beibehielt, aber auch ohne Zaudern neue Wege ging. Sein souveränes Vorgehen behagte nicht allen Amtsbrüdern; ältere Herren witterten Liberalismus. Und es ist nicht verwunderlich, wenn sein Gehaben in der Öffentlichkeit auffiel; denn der Zwang einer streng klerikalen Haltung behagte ihm nicht, und sein Naturell und rasches Wesen kannte lange Überlegung und Zurückhaltung nicht. So kam es, daß Stimmen laut wurden wie: »Er ist doch neive en artige Herr«, d. h.: »Er ist doch ein etwas sonderbarer Herr«. Ein Kernser meinte: »Es ist ihm halt zu wohl«. Wenn er Kinder am Dorfbrunnen mit Wasser bespritzte oder Vorübergehenden neckische Bemerkungen oder Übernamen zurief, dann schüttelte mancher den Kopf über den neuen Kilchherrn. Aber doch standen alle unter dem Eindruck, daß von Ah ein tüchtiger Pfarrer sei.

In den 29 Jahren der Pastoration in Kerns verfolgte Pfarrer von Ah unentwegt zwei Ziele: Förderung des religiösen Lebens und der Vaterlandsliebe. Daher suchte er vor allem auf die Familie einzuwirken; er hatte mit Jeremias Gotthelf die Überzeugung: »Im Hause muß beginnen, was im Vaterland einst blühen soll«. Darum seine unablässige Sorge für gute Kindererziehung im Elternhause! Er selbst liebte die Kinder. Religionsunterricht und Christenlehre waren ihm Herzensangelegenheit. Dabei hatte er seine eigene Methode, mit der nur er Erfolge erzielen konnte. Frisch, lebhaft und zwanglos gestaltete sich der Unterricht; doch konnte es auch kritische Momente absetzen. Wenn die Wellen des jugendlichen Übermutes über die Ufer schlugen, dann befahl er einem Kinde mit Donnerstimme, im Pfarrhause den »Generalvikar«, so nannte er das Strafinstrument, zu holen, und dann schlug er kräftig und

ohne lange zu zieren auf die Delinquenten los. Aber solche Gewitter zogen rasch vorüber. Seine Freuden an drolliger Kinderart verleitete ihn oft zu verfänglichen Fragen, um, wenn auch nicht richtige, so doch köstliche Antworten zu bekommen. Als er einst den kleinsten Schülern die Flucht der Hl. Familie vorerzählt hatte, fragte er in der nächsten Stunde ganz unvermittelt: »Wer hat den Esel nach Ägypten geführt?« Zaghafte antwortete der Gefragte: »Öppe der Pfarrer«. Einmal behandelte er in der obern Knabenschule oder in der Christenlehre die Notwendigkeit des Gebetes. Dann trieb er einen Knaben durch verschiedene Fragen und Aufzählung desperater Lebenslagen so in die Enge, bis der Schüler als einzige Rettung angab: »Es richs Meitli hürate«. An solchen Antworten hatte er eine herzliche Freude und gab sie gern in Freundeskreisen zum besten.

Das Volk von Kerns sah seinen Pfarrer in der Kirche die priesterlichen Funktionen mit großem Ernste, ja mit einer gewissen Ängstlichkeit vornehmen; da stand er wirklich unter dem Eindruck des Göttlichen und Ewigen und fühlte sich als Mittler zwischen Gott und dem Volke. So jovial, übersprudelnd und eigenwillig er sich außerhalb der Kirche zeigte — allzu strenge Beurteiler meinten, man sollte ihn nicht aus der Kirche herauslassen — in der Kirche war er wirklich der Priester Gottes. Das Wohl und Wehe der Pfarrgemeinde war seine stete Hirtensorge. Wenn er hörte, daß in einer Familie Unfriede herrsche oder Mißbräuche eingerissen und die Kinder gefährdet seien, da zögerte er nicht, mit ernster, doch wohlmeinender Eindringlichkeit das Übel zu beheben. Auf seinen Gängen durch die Gemeinde pflegte er in die am Wege stehenden Häuser einzukehren und mit väterlicher Teilnahme zu fragen, wie es gehe. Zum Abschied sagte er dann: »Habt den Frieden und betet und arbeitet miteinander«. Noch jetzt erzählen alte Leute von Kerns mit Rührung von der wohlthuenden Wirkung solcher Besuche.

Den Kranken der Gemeinde widmete Pfarrer von Ah seine besondere Liebe und Sorge; für sie hatte der Vielbeschäftigte immer Zeit, zumal für arme Kranke. Sein Einkommen und das Honorar für seine schriftstellerischen Arbeiten verwendete er zum großen Teil zu Almosen; denn als Seelsorger fühlte er sich verpflichtet, auch der materiellen Not seiner Pfarrkinder zu steuern. Und er besann sich und untersuchte nicht lange, er war rasch zum Geben bereit und gab so oft und so viel, daß er selbst in Verlegenheit geriet. Es kam sogar vor, daß er nachts seine Bettdecke auf die Schultern nahm und sie einem armen Kranken brachte. Von Ah war unter vielen Entbehrungen aufgewachsen und an höchst einfache Lebensweise gewöhnt, so blieb er auch als Pfarrer und war daher in der Lage, den Armen stets hilfreiche Hand zu bieten. Und er tat dies so unauffällig, daß seine Freigebigkeit gegen die Armen erst nach seinem Tode recht bekannt wurde.

Wie ernst es Pfarrer von Ah mit seinen Seelsorgspflichten nahm, zeigt ein Brief aus seinen letzten Lebenstagen. Schützenpräsident Ratsherr Jos. Flühler in Stans, ein ehemaliger Schüler von Ahs, ersuchte den Pfarrer von Kerns, die Ehrenpredigt am Schützenfeste in Stans zu übernehmen. Nach herzlichen Worten der Freude über die dankbare Anhänglichkeit des Bittstellers schreibt von Ah: »Ich muß aber noch eine Bedingung stellen. Du glaubst nicht, wie gern und mit welcher Freude ich wieder einmal mit meinen lieben und unvergeßlichen Stansern rede und wie ich hiefür alle Schwierigkeiten zur Seite schiebe. Am Tage Eures Schützenfestes, 6. Sept., haben wir hier in Kerns Seelenonntag und einen starken Beichttag; da muß ich bis circa 7 Uhr im Beichtstuhl sitzen und darf nicht von der Stelle, bis der letzte absolviert, beruhigt und getröstet ist. Dann — punkt 7 Uhr und nicht später — springe ich in den Wagen, und um halb 9 Uhr werde ich in Stans auf der Kanzel stehen, darauf könnt Ihr Euch verlassen und Ihr müßt durchaus nicht Angst haben, ich komme zu spät. Aber an diesem Seelensonntagnachmittag muß ich hier in meiner Pfarrkirche zu Kerns wieder Christenlehre halten, da darf ich nicht fehlen und will auch nicht fehlen. Ich weiß sehr wohl, daß mein Christenlehren nicht viel hilft und daß es ein anderer besser machen würde als ich; aber ich will wenigstens meine Pflicht erfüllen »getreu und ohne Gefährde«. — Also, da haltet mir nichts für ungut; spätestens um 11 Uhr muß ich wieder in Stans meinen Wagen besteigen und heimwärts eilen. Wir werden einen Augenblick finden, um uns zu sehen und zu grüßen, dann aber macht keine Umstände, ich muß heim.

In aufrichtiger Verehrung und treuer Freundschaft Dein ergebenster

Jos. Ignaz von Ah, Pfarrer.

Mit außerordentlichem Eifer und Geschick verwaltete Pfarrer von Ah das Predigtamt. Seine vielseitige Bildung, sein eifriges Studium der Hl. Schrift, der Kirchenväter, der französischen Meisterprediger, eine gediegene Bibliothek gaben ihm das wissenschaftliche Rüstzeug. Dazu kam sein reges Interesse für Zeitereignisse, seine intime Kenntnis der Volksseele mit ihren guten und schlimmen Eigenschaften, die Gabe, den Stoff geistreich und originell zu gestalten, und nicht zuletzt sein reiches Gemüt: das alles befähigte ihn in hohem Maße zur volkstümlichen Kanzelberedsamkeit. 29 Jahre auf derselben Kanzel stehen und vor denselben Zuhörern und so predigen, daß diese immer mit Freude und Interesse in die Predigt kommen, das zeugt von einer außerordentlichen rhetorischen Kraft und Gediegenheit. Zeitgemäß und gemäß den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volkes zu predigen, war von Ahs Taktik. Deswegen leuchteten die Augen der Zuhörer überall freudig auf, wo er auf der Kanzel erschien. Viele Jahre war er auch der gesuchteste

Festprediger und Festredner bei patriotischen Festen und Vereinsversammlungen der Innerschweiz.*

Damit der Leser einen Einblick bekommt in von Ahs originelle Predigtweise, seien hier einige Themata und Zitate aus seinen Predigten angeführt.

Am 31. August 1862 predigte von Ah in der Kirche St. Nikolaus in Freiburg. Es war Kirchweihe und zugleich Eröffnung der Eisenbahn Bern—Freiburg—Lausanne. In genialer Verbindung beider Anlässe behandelte er das Thema: Welche Lehren gibt uns die Geschichte der alten Zeit für die neue Zeit?

Am Schützenfest in Gersau, 27. September 1874, legt er seiner Festpredigt das Motto zugrunde: Gut und besser, und teilt die Predigt so ein:

1. was an Euren Schützenfesten Gutes ist, das will ich anerkennen;
2. was aber an Euren Schützenfesten noch besser sein könnte, das will ich Euch zeigen — ohne Bitterkeit.

Am 13. Januar 1878 predigt von Ah in Kerns über den Text: Und er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Luc. 2. 51. Der Prediger blieb aber diesmal nicht beim Vorspruch stehen, sondern schweifte auf einen wunden Punkt in den damaligen Obwaldner Familien ab. Nachdem er in der Einleitung vom neuen Jahre und von neuen Vorsätzen gesprochen, läßt er durchblicken, daß er eine ernste Warnung zu geben habe. Dann sagt er: Ihr werdet doch wissen wollen, welchen Vorsatz wir für dieses Jahr auszuführen haben. Ihr schaut um Euch und denkt: Wir haben eine schöne Kirche, wir haben schöne Schulhäuser, wir haben gute Straßen, von Überschwemmungen wilder Bergwasser haben wir auch nicht viel zu fürchten — was bleibt uns noch zu tun übrig? Ja, Gott sei Dank! in unserer Gemeinde ist alles wohl bestellt; wir sind in den letzten zehn Jahren von manchem Unglück verschont geblieben, welches andere Gemeinden in schweren Schaden gebracht hat. Aber es droht auch uns ein Unglück und eine schwere Überschwemmung, von der nicht bloß unsere Matten und Güter, von der viel mehr unsere Köpfe, unsere Herzen, unsere Seelen, von der unsere ganze Gemeinde schwer gefährdet ist. Diese Gefahr droht nicht etwa von der Melchaa, sondern von einem andern bösen Wasser, oder von mehreren, nämlich von den gebrannten Wässern, von den geistigen Getränken, oder, um es deutsch zu sagen: von S c h n a p s und K ö h l i (Köhli = schwarzer Kaffee). Und nun will ich Euch in zwei kurzen Worten sagen: 1. warum ich Euch gegen diesen

* Universitätsprofessor Dr. J. Beck in Freiburg hat 1904 in der Verlagsbuchhandlung H. von Matt in Stans von Ahs Predigten und Predigtentwürfe in fünf Bänden mit einer ausgezeichneten Einführung und Lebensskizze herausgegeben. Letztere wurde bei dieser Arbeit benützt.

Feind warne; 2. was Ihr selber dagegen tun könnt und tun sollt.« — Diese Predigt machte auf alle einen tiefen Eindruck, weil der Prediger seine Ausführungen mit Beispielen aus seiner Erfahrung belegte, die er als Schulinspektor an den Kindern und als Seelsorger in den Familien gemacht hatte.

Am 1. Dezember 1880 war eidgenössische Volkszählung. Wie von Ah überhaupt gern an Zeitereignisse anknüpfte und sie geistreich und originell für seine Predigten ausdeutete, so predigte er auch am Sonntag vorher über die Volkszählung und sagte in der Einleitung: »Weil nun über diese Volkszählung in allen Häusern und auf Gassen und Straßen so viel geredet wird, vielleicht auch gestritten und geschimpft wird, was nicht gerade notwendig wäre, so habe ich mir vorgenommen, heute ebenfalls mit Euch darüber zu reden. Fürchtet nicht, daß ich Euch eine lange Erläuterung geben wolle, wie Ihr die einzelnen Fächer auf diesen Bogen ausfüllen sollt; das werden die HH. Zählungsbeamten schon besorgen. Nein! Aber bei diesen Zählungsbogen sage ich Euch mit den Worten des Heilandes: »Schauet auf und erhebet Eure Häupter!« Das heißt: erhebet Eure Gedanken höher und höher! In diesen Bogen findet Ihr die wichtigsten Mahnungen und Lehren nicht nur für das zeitliche, sondern noch viel mehr für das ewige Leben.« — Dann durchging der Prediger die Überschriften der einzelnen Kolonnen und knüpfte überraschend praktische Lehren daran.

Die bekannteste und auch umstrittenste Predigt von Ahs ist wohl die Festpredigt am Äplerfeste in Sachseln am 21. November 1875, die sogenannte »Käspredigt«. Sie zeigt die ausgesprochene Eigenart und das ganz besondere Geschick, in überraschender Weise an Bekanntes anzuknüpfen und dem Volk tiefeinschneidende Lehren vorzuführen. Pfarrer von Ah mochte geahnt haben, daß der Vergleich zwischen Käse und Menschen in einer Predigt doch manchen etwas gewagt und unpassend erscheinen könnte; darum wählte er wohlweislich zum Vorspruch den Text bei Matth. 13. 34: Dieses alles redete Jesus in Gleichnissen zu den Scharen, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen etc. In einer ungewöhnlich langen Einleitung legte er dar, wie Christus eine Fülle von Gleichnissen gebrauchte, um seinen Zuhörern die Lehren und Forderungen des Reiches Gottes verständlich zu machen, und zog daraus den Schluß, daß, wenn Christus heute an diesem Äplerfeste zu predigen hätte, er gewiß in Gleichnissen zu ihnen reden würde. »Das will ich nun auch tun, ich will an ein Bild, an einen Gegenstand aus Eurem täglichen Leben einige Lehren und Ermahnungen anknüpfen. Gebt also wohl acht und versteht mich recht, wenn ich sage: Der Mensch ist wie ein Käse. Das heißt: das ganze Menschenleben hat merkwürdige Ähnlichkeiten mit einem Käse, oder: was so ein Käse alles erlebt und erleiden muß, das zeigt uns deutlich und verständlich, was auch ein Mensch erleben kann, zeigt uns noch mehr, was ein

Mensch tun soll. Kurz: das Menschenleben gleicht der Geschichte eines Käses ganz genau. Die Ausführung dieses Gedankens bildet den Gegenstand unserer Festbetrachtung.«

Es dürfte für den Leser von Interesse sein, diese Käspredigt wenigstens in ihren Vergleichspunkten kennenzulernen: »Der Mensch gleicht einem Käse. Wenn ein Käs auf die Welt kommt, wenn ihn der Senn mit starkem Arm aus dem Kessi hebt, so schlägt er ihn zuerst in leichte Tücher ein, er wird in einen Reif gebunden; er wird mit Steinen beladen, damit er eine rechte, schöne Form bekommt; später wird er gesalzen, damit er recht schmackhaft werde; wochenlang muß er fast täglich gereinigt und wieder gesalzen werden und erfordert eine sorgfältige Pflege. ‚Ecce iam incipiunt mysteria‘. ‚Siehe, hier beginnen die Geheimnisse‘. Also rufe ich mit dem Kirchenvater Augustin. Ist es mit dem Menschen nicht auch so? Wenn der Mensch geboren wird, dann wird er auch in Windeln gewickelt, und es geht nicht lange, so wird er auch beladen und er wird in den Reif der Schule getan. Wenn der Mensch etwas werden will, wenn er eine rechte Art und Form bekommen soll, und wenn er einst auf dem großen Markt der Welt etwas gelten und bedeuten will, so muß er etwas lernen. Also, meine lieben Freunde! daß ein Käs in den Reif muß, daß er beladen werden muß, das seht Ihr ein, das begreift Ihr; aber daß die Kinder in die Schule müssen, wenn sie sich heutzutage mit Not und Ehren durch die Welt schlagen, wenn sie selber einst mit Ehren ihr Stück Brot verdienen wollen, das wollt Ihr hie und da nicht begreifen...

Aber zum Käs braucht es nicht nur einen Reifen, sondern auch die rechte Belastung, und so auch im Menschenleben. Da beklagen sich die einfältigen Menschen gar oft über Unglück, über Leiden und Krankheiten, über Prüfungen aller Art: merket Ihr denn nicht, daß Euch der himmlische Vater gerade durch diese Belastung in die rechte Art und Form bringen will...

Aber der Käs wird nicht nur belastet; was ein rechter Käs werden soll, das wird auch gesalzen. Auch zum Menschenleben gehört ein Körnlein Salz. Merket wohl auf, was ich sagen will und wie ich's meine. Wenn ein Kind geboren ist und zur hl. Taufe gebracht wird, dann gibt ihm der Seelsorger auch ein Körnlein Salz in den Mund. Hat denn nicht der Heiland selber gesagt zu seinen Aposteln und zu seiner Kirche: ‚Ihr seid das Salz der Erde‘? Warum das? Ecce iam incipiunt mysteria! Sehet, das ist so zu verstehen: das Salz bedeutet den Glauben, die Religion, und weil es keine andere wahre Religion gibt, keinen andern wahren Glauben gibt — es bedeutet das Christentum. Mit andern Worten: wenn ein Mensch erzogen wird, so muß diese Erziehung eine christliche sein; wenn der Mensch etwas werden soll, so muß man ihn erziehen und bilden; aber nicht für die Kniffe und

Künste des Lebens, man muß ihn erziehen für die Ewigkeit; er muß erzogen werden zu Gottesfurcht, zu christlichem Sinn und christlichen Sitten. — Ein Käs ohne Salz und ein Mensch ohne Glauben, die taugen beide nichts... Also sehet, was wir alles von einem Käs lernen können; aber das ist noch nicht alles, jetzt kommt noch etwas ganz anderes. Es kann ein Mensch lange Mühe und Arbeit haben und alle Sorgfalt anwenden, es geht auch bei den Käsen wie bei den Menschen: es fehlt hie und da einer. — Und da gibt es vorzüglich zwei Arten von gefehlten Käsen: die einen ‚lüpft es‘, d. h. sie blähen sich, und die andern sind angegriffen, sie fangen an zu faulen. — Ecce iam incipiunt mysteria! Auch da können wir wieder etwas lernen. Kluge Leute merken vielleicht, was ich sagen will. Es gibt hie und da Käse, die es lüpft, die sich aufblähen, die inwendig Blasen bilden und sich mit Luft füllen. Woher das komme, weiß man nicht recht. Die einen meinen, es habe an der Milch gefehlt; die andern sagen, es habe am Käsbrett gefehlt; noch andere behaupten, es komme vom warmen Speicher her, und der Wind habe sie zersprengt. Jedenfalls sind solche Käse weniger wert als andere; sie kommen in den Ausschuß, und man hat sie nirgends gern.

Ist es nicht auch so bei den Menschen? Jawohl! Auch unter den Menschen gibt es solche, die es lüpft und die sich aufblähen. Das ist erstlich buchstäblich war. Sieh dort jenen jungen hochmütigen Menschen, wie er Ellbogen macht und wie er sich stellt und bläht! Und schauet einmal unsere neumodischen hochmütigen Mädchen an, wie sie weit und breit die Haare auseinanderbürsten, wie sie Bänder und Zeug an sich herumhängen, wie sie immer weiter und breiter sich vertun: siehe, wie sich die Hoffart bläht! Also ist es buchstäblich wahr! — Jetzt wollen wir aber nicht nur am Äußern haften, wir wollen auch im Innern uns umschauen. Ein rechter Senn braucht einen aufgeblähten Käs nicht anzuschneiden, er weiß ja sonst, daß er inwendig hohl und leer ist. Und so braucht ein Menschenkenner auch den Hochmütigen nicht lange zu examinieren; er weiß auch sonst, daß dieser Hoffärtige inwendig hohl und leer ist. Das heißt: rechte Menschen bleiben demütig und bescheiden. Nur der Einfältige, nur der hohle Kopf wird hochmütig und ist niemals eines Bessern zu belehren. Aber der aufgeblähte Käs bringt es nicht weit; er kommt unter den Ausschuß, kurz, er ist ein verfehlter Käs. Und so ist es wieder beim Menschen: meint Ihr, dieser hochmütige, aufgeblasene junge Mensch werde einst etwas Rechtes? Er werde einst ein Richter, Rat oder Vorsteher? Ja, er meint es, aber sonst niemand.

Aber woher kommt diese Hoffart, woher kommt dieses Blähen? Bei den Käsen fehle es an der Milch, und so kann man bei den Menschen sagen, sie haben es schon im Blut, sie bringen es auf die Welt; alle Menschen, die wir

von Adam abstammen, wir haben diese Hoffart im Blut. Darum müssen alle wachen und beten, daß wir in der Demut bleiben . . .

Woher kommt dieses Blähen? Wenn der Speicher zu warm sei, oder der laue Wind die Käse sonst verderbe. Ist es bei den Menschen anders? Ja, wenn man dem jungen Menschen schon in der Schule, schon in der Kindheit den Kopf groß macht mit dem warmen Wind und Schwindel des Rühmens; wenn man über den Pfarrer, über den Lehrer schimpft und zürnt, wenn er einmal die bösen Unarten dieses jungen Zwingherrn anrührt oder straft, wenn er diesen Trotzkopf einmal beugen will. Ja, du blinder Vater, du unglückliche Mutter! das verdirbt dein Kind, du verdirbst es selber; du machst es selber, daß es einst unter den Ausschuß kommt.

Jetzt wollen wir aber auch vom f a u l e n Käs noch etwas lernen. Welcher Käs fehlt am ehesten und wird angegriffen? Da wird jeder sagen: D e r Käs fehlt am ehesten, der ‚lugg‘ gemacht ist. Ecce iam incipiunt mysteria! Es gibt leider auch unter den Menschen solche, die angegriffen sind und fehlen; angegriffen nicht etwa an der Lunge, und die den Husten haben und einen bösen Auswurf; nein, angegriffen am Herzen, angegriffen in ihren Gedanken, angegriffen in ihren Sitten, und die den bösen, stinkenden Auswurf unflätiger Reden von sich geben. Und das sind gerade jene Menschen, die zu ‚lugg‘ gemacht sind; das heißt: es sind die Faulen und Trägen, die lieber in den Wirtschaftshäusern sitzen als bei der Arbeit . . .

Wenn man einen faulen Käs untersucht, so findet man gewöhnlich im Mittelpunkt der Fäulnis einen Fremdkörper; vielleicht eine Krysnadel, die vom Vollenschaub in die Milch gekommen; vielleicht eine kleine Mücke, kurz etwas ganz Kleines und Unbedeutendes. Und dieser kleine Körper kann einen ganzen Käs zur Fäulnis bringen; das erzeugt Hunderte von Maden und Würmern. Ecce iam incipiunt mysteria! Und nun gebt wohl acht, Ihr Väter und Mütter! Gebt wohl acht auch Ihr, Knechte und Mägde und Arbeiter: sehet, so geht es auch bei dem Menschen. Ein einziges Wort, eine unlautere Rede, eine grobe oder feine Anspielung, ja ein einziges Wort, ausgesprochen vor einer reinen, unschuldigen Kindesseele, ein einziges Wort kann die Ursache werden, daß diese reine Seele verdirbt, daß dieses Kind ein Wüstling wird, ein Greuel vor Gott und den Menschen . . .

Im Herbst werden die Käse verkauft; sie werden gewogen, dann in Spalen verpackt, d. h. in Gefäße von weißen Tannenbrettern, und mit schwarzer Farbe wird auf jede Spale gezeichnet oder geschrieben, wem die Käse gehören. Dann werden sie fortgeschafft, sie kommen weit fort, über die Berge zuerst, dann über das weite, große unendliche Weltmeer; viele unserer Käse kommen bis nach Südamerika. — Ecce iam incipiunt mysteria! Seht, so geht es auch beim Menschen: Im Herbst, am Abend unseres Lebens, im hohen

Alter, da werden auch wir in weißtannene Bretter eingeschlagen; und bevor wir noch im Totenbaum liegen, stehen wir schon vor dem Richterstuhle Gottes und werden gewogen und gerichtet. Auch uns legt man in weißtannene Bretter, und auf unsern Sarg schreibt man auch mit schwarzer Farbe; auch auf unsern Totenbaum schreibt und zeichnet man genau, wem wir gehören; nämlich man malt darauf ein Kreuz zum Zeichen, daß wir Christus angehören, daß wir von ihm erkaufte sind um einen kostbaren Preis, um sein bitteres Leiden und Sterben; und dann müssen auch wir jene große Reise antreten, weit — weit fort, weit hinüber durch den unermeßlichen Ozean der Ewigkeit. — Die Käse werden zuletzt gegessen, und auch der Mensch wird eine Speise der Würmer. Sind wir jetzt am Ende — ist der Mensch wirklich nicht mehr als ein Käs? Gibt es am Ende keinen Unterschied, als daß der Käs von den Menschen, der Mensch aber von den Würmern aufgezehrt wird? Hier ist das Ende, und hier ist auch der Unterschied zwischen Käs und Menschen!

Ich will Euch nicht den Schimpf antun und Euch die Unsterblichkeit der Seele beweisen. Aber nur an einen Umstand muß ich Euch erinnern. Gebt wohl acht! Die Käse bilden das wichtigste Erzeugnis, sozusagen den größten Reichtum unseres Landes. Wer auf dem Lande arbeitet, wer das Heu sammelt in der Hitze und im Schweiß; wer das Vieh besorgt auf den Alpen und den ‚Nutzen‘ ins Tal schafft; wer zinsen und zahlen muß, kümmern und nöten; die Hausfrau, die Kleider haben sollte für die Kinder; der Schneider und der Schuhmacher; Müller und Pfister, die Euch das tägliche Brot geliefert; Knechte und Mägde, die Euch gedient: alle, alle hoffen — auf was? Alle werden getröstet auf die ‚Käselosung‘, d. h.: Euere Käse gehen nicht verloren, sie gehen nicht unter am Gotthard oder im Weltmeer, und wenn sie auch gegessen werden, sie werden nicht vertilgt, sondern nur verwandelt; d. h.: Eure Käse verwandeln sich zuerst in Gold und Silber; Käse schickt Ihr fort in hölzernen Spalen, und Gold und Silber verwandelt sich in Eurer Hand wieder, wie Ihr wollt, in Kleider und Geschmeide, in Mehl und Brot, kurz in alles. Nicht wahr, wenn das nicht wäre, wenn Eure Käse nicht verwandelt würden in Gold und Silber, dann möchtet Ihr nicht mehr arbeiten und kümmern und Euch mühen. Nun erhebet Eure Augen zum Himmel und denket: Was ist diese Mühe und Arbeit, was sind Eure Sorgen und Kümmernisse gegen das, was Gott für eine jede Seele getan hat, was Jesus für jede Seele gelitten, und was der Hl. Geist für sie gewirkt an Wundern und Gnaden! Auch wir Menschen werden nicht vernichtet, wir werden nur verwandelt. Dafür bürgt uns das untrügliche Wort, dafür bürgen uns Christi Wunder und Totenerweckungen, dafür bürgt uns seine eigene Auferstehung aus dem Grabe.

Darum denn, so haltet Euch bereit: Der Herbst unseres Lebens kommt heran, ist vielleicht schon da; bald müssen wir gewogen und gerichtet werden. Bald wird man uns in jene vier weißen Bretter legen und darauf schreiben, wem wir gehören. Bald müssen wir jene geheimnisvolle Wanderung antreten in die Ewigkeit. Wir werden sterben, aber wir werden nicht vergehen, wir werden verwandelt werden und einst wieder auferstehen. Daß wir da alle in seliger Auferstehung uns wieder finden bei Jesus, diese Gnade gebe uns Gott, Euch mit mir und mir mit Euch! Sprechet alle: Ja und Amen!«

Man drang von verschiedenen Seiten in Pfarrer von Ah, diese Käspredigt drucken zu lassen. Der Ruf von seiner ganz eigenen Predigtweise war schon in die Öffentlichkeit gedrungen; und als die Predigt erschien mit dem frappanten Titel: Käse und Menschen, Predigt von Pfarrer von Ah am Älplerfeste in Sachseln, da griffen viele darnach aus katholischen und protestantischen Kreisen. Wie vorausszusehen war, wurde sie verschieden beurteilt, doch überwiegen Lob und Anerkennung bei weitem die Stimmen des Tadels. Freilich konnte und kann diese Predigt nur richtig gedeutet und gewertet werden, wenn man das innerschweizerische Bauernleben kennt und auch den Prediger selbst; denn von Ah durfte vieles auf seine Art sagen, was andere nicht dürften. Aus den vielen Zuschriften und Beurteilungen, die dem Verfasser zugingen, mögen folgende hier Platz finden:

Der damalige Rektor des Kollegiums Sarnen, P. Augustin Grüniger, schrieb an von Ah: »Bei Ihnen gilt, was Horaz sagt: ‚Non cuius hominum contingit adire Corinthum: Mach es einer Ihnen nach und breche nicht den Hals!«

Schweizer Theologen an der Universität Innsbruck legten dem damaligen Professor der Homiletik, P. Jos. Jungmann S. J. die Predigt zur Beurteilung vor. Dieser Westfale und gestrenge Lehrer der geistlichen Beredsamkeit, dem innerschweizerisches Bauernleben gänzlich unbekannt war, lehnte die Käspredigt rundweg ab: »Der Käse ist etwas zu Niedriges, zu wenig Edles und Nobles; als daß es schicklich sein könnte, ihn in der Verkündigung des Wortes Gottes als Gleichnis zu benutzen. Das ist die Haupttrücksicht, nach welcher diese Predigt beurteilt werden muß. Noch weniger als in dieser Weise gehalten, hätte dieselbe übrigens gedruckt werden sollen. Daneben ist noch zu bemerken, daß der Prediger die Worte des hl. Johannes: Ecce iam incipiunt mysteria in ganz unrichtiger Weise und dazu noch recht bombastisch und unstatthaft benutzt hat.« Später soll P. Jungmann sein Urteil über diese Predigt gemildert haben.

Von Ahs ehemaliger Präfekt an der Stiftsschule Einsiedeln, P. Bernhard Benziger, schrieb: »Ich habe die sonderbare Speise mit Interesse, will sagen, mit Heißhunger verschlungen. Wissen Sie, was mir in ihren Sachen immer ge-

fällt? Es schaut immer der liebe P. Gall Morel sel. heraus. Dieses Gericht soll morgen bei Tisch den Studenten serviert werden.

Ein protestantischer Pfarrer und Dekan von Wädenswil schrieb auf Neujahr 1876 an von Ah: »Sie haben mir, hochwürdiger Herr, durch freundliche Übersendung Ihrer Predigten und Reden einen ungemeinen Genuß verschafft, und auch meinen Amtsbrüdern. Es ist Ihnen eine große Gnadengabe verliehen, und ich möchte Sie nur ermuntern, dieselbe recht reichlich auszunützen und dagegen anderes Pastorales und Formales mehr den Pastoren minorum gentium zu überlassen, die weniger damit versäumen als Sie. Hier liegt Ihre große Gabe und Aufgabe, und Sie könnten temporibus mutatis ein wahrer Abraham a Santa Clara redivivus in der edelsten Bedeutung werden. Diese volkstümliche Beredsamkeit, in der sich die tiefsten Gedanken so lieblich verbergen und Geist und Gemüt sich so innig umschlingen, ist wahrhaft originell und durchschlagend. Am meisten angesprochen hat uns die allerliebste Predigt über ‚Käse und Menschen‘, in der das Confessionelle am wenigsten hervortritt, aber wir müßten schlechte Protestanten sein, wenn uns nicht auch die Schönheiten einer Predigt über katholisches Gemeindeleben und Kirchenleben Anerkennung und Bewunderung abzugewinnen vermöchten. Am fernsten lag uns natürlich Ihre Ansprache an den Herrn Landammann coram populo et senatu; denn wenn uns auch die Kraftstellen imponierten, so wollte uns doch Ihre Behauptung nicht recht munden, daß die katholische Kirche und Geistlichkeit sich gar nicht in die Dinge des Staates mischen, zumal ein Obwaldner auf die Frage eines Zürchers, wer in Obwalden die Regierung wähle, mit ironischem Lächeln erwidert haben soll: ‚Der Herr Pfarrer in Kerns‘. Nun, im rechten Sinn und cum grano salis verstanden, könnte auch das gut sein.

Nochmals, mein hochverehrter Herr und Freund, meinen besten Dank für Ihre Geistesprodukte; fügen Sie denselben bald neue Sendungen hinzu, Sie haben an mir einen aufmerksamen Empfänger, der sich sehr freuen würde, Sie einmal bei sich zu sehen. Vergraben Sie ja nicht Ihr reiches Talent, sondern streuen Sie fleißig aus den köstlichen Samen zur himmlischen Ernte.«

Der Staatsmann Philipp Anton von Segesser in Luzern dankte am 14. Dezember 1875 für die Zusendung der Käspredigt und fügte bei: »Ich bewundere in der Käspredigt das große Talent, den gewöhnlichen Lebenserscheinungen eine geistige und erhebende Seite abzugewinnen.«

Als die Käspredigt in 3. Auflage erschien, schrieb von Ah im Vorwort: »Die vor sieben Jahren in Sachseln gehaltene Predigt ‚Käse und Menschen‘ erscheint hiemit in 3. Auflage, da die 2000 Exemplare der ersten und zweiten Auflage schon längst vergriffen sind, und fortwährend aus der Nähe und Ferne Bestellungen und Nachfragen eingelaufen sind. Die Predigt erscheint

auch in dieser Auflage unverändert, so wie sie gehalten worden; Änderungen vorzunehmen, hielten wir nicht für zulässig. — Es hat dieser Predigt an Lob und Tadel nicht gefehlt; der Verfasser anerkennt gerne und mit Demut, daß der Tadel mehr berechtigt ist als das Lob. Daß diese bescheidene Predigt in so weiten Kreisen Lob und Tadel erregen konnte, darin besteht vielleicht ihr Wert, nicht in einer allerdings noch nicht erreichten Vollendung. Unter den anerkennenden und ermunternden Stimmen verdanke ich vorab die wohlwollende Anerkennung des hochw. Herrn Professor Alban Stolz in Freiburg, dieses bewährten Altmeisters katholischer und populärer Literatur.«

Bei der feierlichen Einweihung unserer Gymnasiumskirche am 15. Oktober 1891 hielt Pfarrer von Ah die Festpredigt und sprach über das Thema: Schulhaus und Gotteshaus. Wie er es in seinen Festpredigten zu tun pflegte, suchte er auch hier durch geschichtliche Streifzüge die Bedeutung des Festes zu beleuchten: »Ich schaue zurück in der Geschichte unseres schweizerischen Vaterlandes, weit zurück, weiter als bis zur Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft; weiter als bis zu unsern ältesten Bundesbriefen; ich schaue zurück, nicht nur sechshundert Jahre, sondern noch einmal so weit, tausend und noch mehr Jahre; deutscher Urwald bedeckt unsere Berge, giftige Sümpfe und uferlose Gewässer füllen die Täler; wildes Getier durchstreift undurchdringliche Wälder; an den Ufern der Seen in unwohnlichen Pfahlbauten wohnt ein armes Volk im unablässigen Kampfe um ein kümmerliches Dasein, im Kampfe mit wilden Bestien, ein armes Volk von Jägern und halbwilden Kriegeren. Wer hat diesen Urwald gelichtet und die Erde angebaut? Wer hat das erste Weizenkorn in die Furchen gestreut? Wer hat den ersten Fruchtbaum gepflanzt, den Weinstock und die erste Gartenfrucht? Und wer hat diese Halbwilden gezähmt und erzogen? Wer hat sie in die Schule genommen und in die Christenlehre? Wer hat aus ihnen Bürger, Helden, Heilige gemacht und ein berühmtes Volk? Das war der Mönch, das war der Sohn des hl. Benediktus. Luzern und St. Gallen, Einsiedeln und Engelberg, Disentis und Saint-Imier, im Osten und im Westen, in der Mitte und an den Grenzen, was waren diese Stätten einst und was sind sie jetzt und w o d u r c h sind sie das geworden? Der Mönch hat das erste Buch ins Land gebracht, die Schrift, die Wissenschaft, die Kunst; der Mönch baute zuerst eine Zelle, eine Kirche und ein Kloster; der Mönch machte die alten Helvetier zuerst zu Christen, dann wurden sie auch Bürger und Helden; in den Klöstern lernten sie Kunst und Handwerk, woraus später unsere Industrie sich entwickelt hat. Ich schaue zurück in der Geschichte unseres Vaterlandes, aber nicht mehr tausend, nur mehr fünfzig Jahre; was muß ich sehen? — Ungeahntes, Unerhörtes, Schreckliches! Zehntausend Bajonette blitzen durch eine kalte, finstere Winternacht; zehntausend Bajonette —

wofür? — um eine Handvoll armer Mönche über die Grenze zu schaffen, um sie zu vertreiben aus ihrem alten Vaterhause, das sie seit tausend Jahren treu gehütet in Gebet und Arbeit; aus ihrem Vaterhause, das sie fünfmal mit eigenen Händen aus Schutt und Asche neu erbaut hatten; zehntausend Bajonette — das braucht ja nicht so viel Gewalt und Mannschaft, wenn man das Recht für sich hat; seht! Die Mönche ziehen still und geduldig ab; sie nehmen nichts mit sich als ihr Brevier und ihre Ordensregel; nichts als das ewige Licht ihrer unauslöschlichen Liebe und Treue; sie gehen, und vom letzten Hügel schauen sie durch Schnee und Tränen zurück und grüßen ein letztes Mal die unvergeßlichen Kirchtürme ihres ehrwürdigen Stiftes Muri. ...«

Im Jahre 1888 wurde Pfarrer von Ah sogar nach Deutschland, nach Freiburg i. B., berufen, um am dortigen Katholikentag über die katholische Presse zu sprechen. Er begann den Vortrag mit den Worten:

»Ne rien demander ne rien refuser: Nichts verlangen und nichts zurückweisen«. Diesem Worte des hl. Franz von Sales getreu und gehorsam, bin ich herabgestiegen von den Bergen der Urschweiz; herab aus dem alten und neuen Schnee zu den Rebenhügeln des Rheins, in das alte Markgräflerland der Zähringer. Ich habe mir nicht selber die Ehre genommen, in dieser ehrwürdigen Versammlung das Wort zu führen; ich habe mich nicht selber angemeldet, sondern ich bin von Freiburg aus eingeladen worden, und in Demut und Gehorsam habe ich dieser Einladung Folge geleistet; ne rien demander, ne rien refuser.

Und in Demut und Gehorsam habe ich auch das Wort angenommen, das man mir auf die Zunge gelegt hat, daß ich es hier in dieser Versammlung laut ausrufe; man hat mir aufgetragen, von der Presse zu reden.« — Der Praktiker von Ah wollte die dreifache Frage beantworten:

1. Was soll das katholische Volk lesen?
 2. Wie soll man für das katholische Volk schreiben?
 3. Wie soll man gute Schriften unter dem katholischen Volke verbreiten?
- Leider kam der Redner nicht über die erste Frage hinaus. Als die ihm anberaumten zwanzig Minuten vorbei waren, wurde er mit freundlicher Geste daran erinnert. Der Schweizer Redner leistete Gehorsam und verließ die Rednerbühne, während die Redner aus Deutschland sich nicht an das Reglement hielten. Wie man es aus der Einleitung herausfühlt und sein willfähriges Abbrechen der kaum recht begonnenen Rede zeigt, war der demokratische von Ah etwas beeindruckt vom deutschen Wesen und ungewohnten Milieu. Auf Schweizerboden hätte er sich weniger devot gezeigt und sich nicht dreinreden lassen.

Pfarrer von Ah hat in den 39 Jahren seiner priesterlichen Tätigkeit eine erstaunliche Menge von Predigten gehalten. Sein Neffe und Nachfolger im Pfarramte Kerns, Albert von Ah, legte ein Verzeichnis derselben an; es sind 1751 Predigten, darunter über 80 Festpredigten, die auf fremden Kanzeln gehalten wurden.

Der tiefe Eindruck seiner Predigtworte wurde mächtig verstärkt durch seine Vortragsweise. Prof. Dr. Beck schreibt: »von Ahs mündlicher Vortrag hatte etwas überaus Ansprechendes, Herzgewinnendes. Der volle, sympathische Klang seiner Stimme, verbunden mit ungezwungener, natürlicher Gebärde, fesselte die Gemüter. Wenn sich dann in den pathetischen Stellen die Rede zu hoher Kraft erhob und die Geistesblitze aus seinem Munde über die lautlos horchende Menge dahinfuhren, während sein seelenvolles schwarzes Auge über dem Redestrom schwebte, da war von Ah auf der Höhe seiner rednerischen Kraft, sein Wort weckte in den Herzen mächtigen Widerhall und hinterließ unvergängliche Eindrücke. In den letzten Jahren pflegte von Ah vielfach, weil er seinem mit übergroßer Stoffülle belasteten Gedächtnisse nicht mehr vollkommen traute, seine Predigten ganz oder teilweise vorzulesen. Der Eintrag, welcher dadurch der oratorischen Wirkung geschah, wurde einigermaßen ersetzt durch die lebhaftere, verständnisvolle Art der Vorlesung und durch Randglossen, welche momentaner Eingebung entsprangen.«

Pfarrer von Ah als Schulinspektor

Neben seiner eifrigen und gewissenhaften Seelsorgsarbeit mußte von Ah sich auch dem Schulwesen Obwaldens widmen, und er tat es mit Pflichteifer und mit außerordentlichem Geschick und Erfolg. 1872 wurde er kantonaler Schulinspektor und blieb es, zwei Jahre ausgenommen, bis zu seinem Tode. Seit 1872 war er auch Mitglied des Erziehungsrates. Man war allgemein überrascht über die Gründlichkeit und klare Zielsetzung, mit der er ans Werk ging. Es gelang ihm, Behörden, Lehrerschaft, ja das ganze Volk für die Schule zu interessieren. Der neue Schulinspektor orientierte sich beständig über die Schulverhältnisse anderer Kantone und Länder, um die Schulbildung seines Heimatkantons zu fördern. Seine erfolgreiche Tätigkeit wurde von der Eidgenossenschaft dadurch anerkannt, daß er zum Examinator der Rekrutenprüfungen ernannt wurde.

Die jährlichen Schulprüfungen waren für die Lehrpersonen und die Kinder ein Fest. Bei seinem Erscheinen war sofort der intimste Kontakt hergestellt. Oft stellte der Schulinspektor bei Beginn der Prüfung eine verblüffende Frage an die Kinder, die mehr auf das Erraten als aufs Wissen

ausging, und sagte dann: »Wer das weiß, bekommt fünf Batzen«. Die richtige Antwort wurde prompt bezahlt. Dann wurden die Schulkinder gründlich auf ihr Wissen geprüft, so daß er ein richtiges Bild von den einzelnen Schulen geben konnte.

Am besten lernen wir seine Tätigkeit als Schulinspektor aus seinen originellen und interessanten Schulberichten kennen. Schon in seinem ersten Schulbericht vom Jahre 1873 geht er gründlich zu Werke. Er schreibt: In der Beurteilung unseres Schulwesens habe ich vor allem nie außer acht gelassen, wohl zu beachten: Unter welchen Verhältnissen strebt unsere Volksschule dahin, der Jugend die in der gegenwärtigen Zeit unentbehrlichen Kenntnisse beizubringen? Sind die günstigen (normalen) Verhältnisse gehörig benutzt worden? Lassen sich die ungünstigen Verhältnisse oder Hindernisse nicht aus dem Wege räumen, oder, wenn auch nur teilweise — überwinden? Der Schulinspektor orientiert über die Anzahl der Schulen: 39 Schulen, also in 20 Jahren eine Vermehrung von 14 Schulen; dann über den Stand der Schulhäuser, über das Schulvermögen, über das Lehrpersonal: 4 geistliche, 6 weltliche Lehrer, 2 weltliche Lehrerinnen und 17 Lehrschwestern aus dem Institut Menzingen. Die beste Schule des Landes ist die untere Knabenschule in Giswil. Die Gesamtzahl der Schulkinder beträgt 1892; es trifft auf eine Lehrkraft 54 Kinder. Die Schulen sind also überfüllt. 30—40 Kinder sind das Höchste, was ein Lehrer mit Erfolg zu beschäftigen und zu unterrichten vermag. Ein großer Übelstand sind die vielen Absenzen: von Ostern 1872 bis Ostern 1873 im ganzen an 17 981 halben Schultagen, auf ein Kind trifft es im Durchschnitt $9\frac{3}{10}$ halbe Tage Absenzen.

Jetzt die Hauptfrage: Was leisten jetzt unsere Primarschulen? Können wir mit denselben zufrieden sein? Was sollen, was müssen wir noch verbessern? Und dann die wichtigste Frage: Was kann oder muß geschehen, damit das in der Schule Gelernte nicht nutzlos und nicht spurlos wieder verlorengehe, sondern Früchte bringe?

Der Schulinspektor konstatiert:

1. es wird zu wenig gelernt und gearbeitet. Ein Beweis dafür sind die Schulhefte;
2. es wird zu wenig Praktisches gelernt. Ich habe Aufsätze gefunden mit Titeln: z. B. Beschreibungen: die Tulpe, der Pfarrer, der Turm, der Wald, der Vater, die Natur, Petrus und Paulus, das Auge und das Ohr, die Lilie, der Mensch, Vergleich von Meer und Seele, Engel und Menschen; endlich gar ein Aufsatz mit dem Titel: der Sauerstoff.

Was soll aber nun ein Kind aus solchen Themen herausschlagen? Ich wüßte wenigstens nichts damit anzufangen. Und gesetzt auch den Fall, das Kind brächte mit Mühe und Widerwillen etwas Halbes zustande, was braucht

es Lilien und Wasserstoff im Leben und in den Geschäften? Ja, darum können unsere Schüler kein Briefchen schreiben und keine Annonce machen für das Amtsblatt, weil sie es nicht gelernt haben.

Also nochmals: Wenn unsere Volksschule etwas leisten soll, dann muß das Lehren und Lernen sich mehr dem Praktischen und im Leben Brauchbaren zuwenden; man muß hinausschauen ins Volk unseres Landes mit seinen Bedürfnissen und Geschäften.

Warum unsere Schulen nicht mehr wirken und leisten? Es fehlt drittens nicht an Geistern, aber an Geist; d. h., es ist in unsern Schulen zuviel Methode, zuviel Mechanik und Dressur, zuviel Schulton, und die Kinder werden viel zu wenig zum eigenen Denken und zu eigener geistiger Arbeit angeregt und angeleitet, besonders beim Lesen und Erzählen.«

Diese grundlegenden Fragen werden in alljährlichen Schulberichten wieder herangezogen, und es wird über Fortschritt oder Rückschritt Rechenschaft abgelegt.

Im Schulbericht von 1875—76 schreibt von Ah: »Ich habe mir die sämtlichen Hefte aller Schüler und Schülerinnen, welche während des Jahres vollgeschrieben wurden (mit Ausnahme von Giswil und Lungern, welche irrtümlich übersehen wurden) nach Hause bringen lassen, und da habe ich nun im Laufe des Sommers 2897 Hefte nicht nur flüchtig, sondern eingehend und aufmerksam durchgegangen und die einzelnen Schulen miteinander verglichen; es war allerdings keine angenehme Arbeit, aber höchst interessant und lehrreich.«

In diesem Schulbericht kann er feststellen, daß das Interesse für die Schule im Volke gewachsen ist. Er schreibt: »Gute und tüchtige Lehrkräfte müssen mit größeren finanziellen Opfern gewonnen und festgehalten werden, und es ist nur billig, daß ein rechter Lehrer für seine große Mühe und Anstrengung auch recht bezahlt werde. Darüber wissen sich Behörden und Volk einig; große und kleine Gemeinden stimmen in erhebender Einstimmigkeit für die Erhöhung der Primarlehrer-Gehalte und dekretieren Besoldungen, die noch vor zehn und zwanzig Jahren als etwas Unerhörtes gegolten hätten.«

Im Schulbericht von 1881—82 stellt und beantwortet von Ah zwei Fragen:

1. Von dem, was nicht im Schulbericht zu finden ist und warum nicht? Es steht nichts vom Katechismus und von der Religionslehre. Ich bin genötigt, den Grund dieser Auslassung anzugeben. Man hat nämlich aus dem Schulbericht herausgebracht, der Schulinspektor von Obwalden sei quasi ein Jean Jacques Rousseau; er sei der Ansicht, oder er habe gesagt, die Religion sei noch unverständlich für die Schulkinder, damit müsse man noch warten

bis etwa in den Flegeljahren, kurz: der Schulinspektor von Obwalden steure einer »Schule ohne Gott« zu. Wörtlich so war's zu lesen.

»Im Auslegen seid frisch und munter,
Und legt ihr's nicht aus, so legt was unter.«

Ungefähr so sagt Goethe.

Wenn ich nun in der Schule nicht aus dem Katechismus frage, so geschieht dies nur deshalb, weil mich das ganz und gar nichts angeht. Der »Religionsunterricht ist Sache der Kirche«, so heißt es in unserem Lehrplan; jeder wird das verstehen, wenn er es verstehen will. Als vom Staate angestellter Schulinspektor habe ich einzig darauf zu sehen, ob der Unterricht in einer Weise erteilt werde, daß er von den Anhängern aller Bekenntnisse besucht werden kann oder nicht; soviel laut Bundesverfassung und mehr nicht. Über die Religionslehre soll und darf in unsern Schulen kein Schulinspektor examinieren, komme er von Kerns oder Bern. Sonst müßte ich ja schon in Alpnach den Heidelberger Katechismus in die Hand nehmen und die jungen Berner über ihre Religion aushorchen. Was gäbe das für einen Spektakel in der ganzen Schweiz?

2. Warum in diesem Schulbericht nicht viel Ruhm und Lob zu finden ist? Nach Anweisung des kantonalen Schulgesetzes bin ich auch dieses Jahr durch Berg und Tal gewandert und habe alle Kinder nicht nur inspiziert, sondern persönlich examiniert und *e i n g e h e n d g e p r ü f t*. Große Liebe habe ich mir dadurch keineswegs erworben; als Celibatär habe ich schon frühzeitig gelernt, auf dieses Bedürfnis zu verzichten und diesen Luxus mir abzugewöhnen. Aber nur zuhören, was Lehrer und Lehrerinnen ihre Kinder abfragen und was die Kinder sorgfältig für diesen Tag auswendig gelernt haben; nein! das kann ich nicht...

Ebenso habe ich mir in mancher Nacht den Schlaf entzogen, um auch dieses Jahr wieder über 4000 Hefte zu durchgehen, um mich von den Leistungen der Kinder und von dem pädagogischen Takt des Lehrpersonals persönlich zu überzeugen; dann auch, um nicht nur zu loben und zu tadeln, sondern um mit Lehrern und Lehrerinnen Anteil zu nehmen an der beschwerlichen Arbeit der Korrektur.«

In seinem letzten Schulbericht 1888 gibt von Ah eine noch umfassendere Darlegung über das Obwaldner Schulwesen als früher. Er nimmt darin mit einer gewissen Unzufriedenheit mit sich selbst Abschied vom Schulinspektorsamt, da er wegen seiner allzu vielen sonstigen Arbeiten, besonders bei Anlaß des Zentenariums des sel. Bruder Klaus, sich der Sache zu wenig widmen konnte.

Den gegenwärtigen und frühern Stand des Schulwesens überblickend, schreibt er: »Im allgemeinen kann ich, gestützt auf eine langjährige Erfahrung und gewissenhafte Beobachtung, sagen: unsere Schulen halten mit den Schulen der übrigen Schweiz gleichen Schritt, stehen ebenso gut als der Durchschnitt sämtlicher Schulen in der Schweiz, eher noch etwas besser. Diese Behauptung überlasse ich getrost der Prüfung eines jeden verständigen und unparteiischen Richters.

Noch vor wenigen Jahren haben die Rekrutenprüfungen uns großen Ruhm verschafft in der ganzen Eidgenossenschaft, da wir auf der Stufenleiter der 25 Kantone bis zum 6. Range emporgestiegen. Es ist einerseits gut, daß wir wieder zurückgedrängt wurden; der Neid und die Mißgunst von Freund und Feind wäre sonst unerträglich geworden. Warum sind wir aber zurückgegangen oder zurückgedrängt worden? Haben wir durchschnittlich schlechtere Noten erlangt? Keineswegs! Wir sind nur deswegen von andern überflügelt worden, weil sie sich auf diese Prüfungen vorbereiteten, wie wir es machen und wie wir zuerst in der ganzen Schweiz uns eingerichtet haben. Ich erinnere mich noch sehr gut an den wohlfeilen Spott, welchen die Tagesblätter seiner Zeit über unsere Rekrutenschulen ausgossen, und daß das alles bloße Eintrichterung sei. Aber sie sind heimgegangen und haben es aller Orten gerade so eingerichtet, wie wir Obwaldner zuerst uns eingerichtet haben...«

Öfters wurden Darlegungen von allgemeinem Interesse aus von Ahs Schulberichten in solchen anderer Kantone abgedruckt, wie in »Luzernerisches Schulblatt« und in »Schweizerisches Schularchiv«, Organ der schweizerischen Schulausstellung in Zürich. Letztere Monatsschrift brachte im April 1888 die folgende treffliche Würdigung der Schulberichte von Ahs:

»Der (letzte) Bericht zeigt alle Eigentümlichkeiten und Vorzüge seiner ältern Brüder; lebhafte, konkrete Darstellung; offenes Lob, wo gelobt werden kann — nicht nur bei Lehrschwestern —, allfälligen Tadel mehr zwischen den Zeilen, volle Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der Inspektoratspflichten, liebevolles Eingehen auf vorbildliche Details, warmes Interesse für die Schule und für die Schulkinder, vor allem für die fleißigen und armen, und das alles getragen von einer populären Diktion, welche diese Berichte, wie der Verfasser selbst sagt, zu einer Lektüre des ganzen Volkes, sogar der Schulkinder gemacht hat. Dadurch, wie durch manches andere, ist es Herrn von Ah gelungen, die Schule und ihre Interessen in Obwalden populär zu machen; hierin liegt sein großes, man darf fast sagen unvergleichliches Verdienst als Schulinspektor. Möge es ihm vergönnt sein, noch eine lange Reihe von Jahren die Früchte dieser seiner keineswegs mühelosen Tätigkeit zu schauen und zu genießen.«

Der Schriftsteller

Pfarrer von Ah liebte die Lektüre und pflegte sie in ausgiebigster Weise und mit der Feder in der Hand; was ihm gut und brauchbar schien, hielt er schriftlich fest. Dadurch bereicherte er sein Wissen und erwarb sich einen klaren, treffsicheren Stil. Müßig sein konnte er nicht. Er spottete unverholen über seine Amtsbrüder, die sich mit Kartenspiel unterhielten und die Stunden, wie ihm schien, unnützlich verbrachten. Geistreiche Plauderei, mit Witz und Humor gewürzt, war Unterhaltung nach seinem Geschmack. So konnte er auch, wenn er sich in einem Gasthause in Sarnen mit Herren zusammenfand, die ihm behagten, bei einer guten Flasche und anregendem Gespräch stundenlang auf das Heimgehen vergessen. Sonst arbeitete er unermüdlich, oft buchstäblich Tag und Nacht. Nebst seinen gewissenhaft erfüllten Seelsorgsarbeiten, nebst den vielen Festpredigten und Festreden im Heimatkanton und auswärts, nebst seinem Schulinspektoramte und dem bischöflichen Kommissariat, das er seit 1888 innehatte, fand er noch Zeit für eine ganze Reihe literarischer Arbeiten. Und wie in seiner pastorellen Tätigkeit stets das geistige Wohl und die sittliche Hebung des Volkes sein Ziel war, so auch in seiner schriftstellerischen Arbeit.

Häufig leistete er Beiträge in den »Monatsrosen«, in der »Zeitschrift der Gemeinnützigen Gesellschaft«, im »Geschichtsfreund der V Orte«, in volkstümlichen Zeitschriften und Kalendern. Von P. Gall Morel, mit dem er seit seinen Einsiedler Studentenjahren in freundschaftlichen Beziehungen stand, wurde er zu dramatischen Versuchen angeregt. von Ah, der gewohnt war, alles frisch und ohne Zaudern anzupacken, dichtete eine Reihe von Volksschauspielen: Subsiltvania (1858), Der kleine Geiger (1867), Der Löwe von Luzern (1881), Helden- und Jammertage von Nidwalden (1885), Arnold Winkelried (1886), Der zehnte August (1892), Anneli von der Schwändi, Hans Waldmann, das Festspiel Bruder Klaus (1887).

Von Ah schuf seine Dramen nicht nach großen Meistern; er konnte überhaupt nicht nach Vorlagen und strengen Gesetzen arbeiten; er liebte freies, originelles Schaffen. Auch war es seinem unmittelbaren Wesen nicht gegeben, durch Mittelpersonen zum Volke zu sprechen; er mußte selbst das Wort im Kreise des Volkes haben, dann war er in seinem Element. von Ah mochte selbst den Eindruck haben, daß er mit andern Dramatikern sich nicht messen könne, und scheute sich lange, seine Dramen der Öffentlichkeit zu übergeben. Er tat es zuerst unter dem Pseudonym Hartmann von Baldegg. Das Volk aber hatte Freude an diesen Darstellungen vaterländischer Gestalten, zumal sie in der Denk- und Sprachweise der Heimat gegeben wurden. Das Festspiel Bruder Klaus wurde 1895 auf der Studentenbühne in Einsiedeln aufgeführt.

Von Ah hatte das Manuskript der Stiftsschule geschenkt. Als aber P. Albert Kuhn daran Verbesserungen vornahm, war der Dichter sehr ungehalten. Der Dramatiker von Ah griff auch in das lyrische Gebiet über. Leider blieben vielleicht gerade die schönsten Gedichte der Öffentlichkeit vorenthalten; nur im engsten Freundeskreise gab er das eine und andere zum besten. Oft wurde seine Muse für festliche Anlässe in Anspruch genommen. Eine Probe seiner Lyrik sei hier angeführt. Am 19. Juli 1887 wurde in Engelberg ein Künstlerkonzert zugunsten der am 5. Juli von einer furchtbaren Erdbebenkatastrophe heimgesuchten Zuger veranstaltet. Von Ah wurde am Vorabend gebeten, nach Engelberg zu kommen und das Konzert mit einer passenden Ansprache zu eröffnen. Da es ihm unmöglich war zu erscheinen, dichtete er in der Nacht folgenden Prolog und sandte ihn am Morgen nach Engelberg:

Aus alten Tagen klinget die Sage wundersam,
Wie einst der Töne Meister, ein Sänger lobesam,
Mit Saitenspiel und Liedern, mit Tönen süß und traut,
Ein Wunderwerk begründet, der Griechen Stadt erbaut.

Wie süßem Wohlklang folgsam sich Stein auf Stein erhob,
Bis hoch in kühnem Bogen sich Zinn und Tor verwob;
Hochragend über alle, die Hellas einst geschaut,
Des Geistes Macht verkündend, des Liedes süß und traut.

Was einst in alten Tagen im Wunderland gescheh'n,
Hat sich in diesem Tale erneut auf lichten Höh'n;
Da klang es und da sang es vom »Hahnen« wunderbar,
Es lauscht der Abt verwundert, mit ihm der Mönche Schar.

Da sangen Engelscharen des Friedens süßes Lied —
Das klang so seltsam lobend durch Wald und Sumpf und Ried;
Und aus des Waldes Gründen hebt sich des Klosters Bau,
Erhebt in grünen Matten sich rings verklärte Au.

Was Engel einst ersungen, was ihr Gesang erweckt,
Das Tal, das Kloster ringsum im Bergeskrantz versteckt;
Das Tal der Engel heißt es, wird Engelberg genannt,
Ist allen guten Menschen weit über Meer und Fels bekannt.

Im Tal der Engel klingt es und singt es wunderbar,
Sind's Engel oder Menschen, der Sänger frohe Schar?
Doch aus der Sänger Mitte, mit blassem Angesicht,
Tritt kummervollen Blickes trostlose Not und spricht:

»War einst ein glücklich Städtchen, war stolz und froh wie ihr,
Am See gar still gebettet, des Schweizerbundes Zier,
Im Obstbaumwald verborgen, von Rebenblüt umkränzt,
Vom Sonnenschein, dem gold'nen, die glücklichste, beglänzt.

Ich hatt' dem See, dem stillen, der wie der Himmel blaut —
Dem trügerischen Rufen der Wellen mich vertraut;
Da bebt in leisem Zittern der Erde tiefer Grund,
Und Haus und Land versinken im grünen Wirbelschlund.

Und mit dem Land versinket der Kinder frohe Schar,
Die Mutter auch, die treue, nicht achtend der Gefahr.
Die sich gerettet, starren trostlos ins Wellengrab,
Das alles wird verschlungen zum tiefen Grund hinab.

Den Kummer tief im Herzen schau'n sie die schwere Zeit;
Ihr Hab und Gut und Obdach dem Untergang geweiht.
Das Vaterland, das teure, das Werkzeug, Kleid und Brot,
Und was noch steht, das schwanket, verlassen und bedroht.

Die Elemente hassen Gebild von Menschenhand,
Wenn Menschenlieb' und Treue den Haß nicht überwand;
Was See und Schlamm verschlingen, die Seele gibt's zurück.
Der Armut reicht die Hände, die Hilfe und das Glück!«

So sprach der Arme, Blasse, und wieder singt es und klingt,
Die Liebe unermeßlich mit des Abgrunds Tiefen ringt;
Und aus der Tiefe steigt, wie einst in alter Zeit,
Durch Zaubermacht der Töne das Haus der Liebe weit.

Sind's Engel oder Menschen? Es ist der alte Zaubersang
Von Engelberg zur Tiefe, der echte Silberklang.
Wenn einst das Lied verklungen, verstummt der Töne Chor,
Mildtätige Herzen steigen als Engel einst zu Gott empor.

Sein stetes Bemühen, dem Volke zu nützen, veranlaßte ihn auch, zwei Biographien zu schreiben: Das Leben des seligen Nikolaus von Flüe zur 400-jährigen Todesfeier, und »Vom frommen Leben und segensreichen Wirken des hl. Karl Borromäus« zur 300jährigen Todesfeier. Es war dem Verfasser nicht nur darum zu tun, diese beiden Heiligen dem Volke näherzubringen, sondern ihm an Hand dieser Lebensbilder Winke und Mahnungen zur christlichen Gestaltung des Familienlebens zu geben. In der Einleitung zur Bruderklausen-

biographie spricht der Verfasser ein ernstes Wort zum Leser: »Das Wichtigste wirst Du erfahren, mein lieber Leser, und noch etwas mehr. Was hilft es Dir, wenn Du alle die merkwürdigen Ereignisse und Wunder liesest und wieder liesest, und wenn sie Dir vielleicht auch im Kopfe bleiben; und wenn Du dann das Buch zuschlägst und als der Alte zurückkehrst, aus dem Himmel und von einem Heiligen weg, zurückkehrst zu den alten, bösen Gewohnheiten, wenn Du immer der gleiche bleibst und nicht besser wirst? Dieses Buch will Dir etwas nütze n, es will Dich besser machen, es will Dich wenigstens zu ernstem Nachdenken anregen.« Beide Biographien sind echte Familienbücher, wertvolle Hausbücher auf geschichtlicher Grundlage mit interessanten und lehrreichen Vergleichen zwischen einst und jetzt.

Zu gleicher Zeit gab von Ah die Sammlung der Bundesbriefe der alten Eidgenossen 1291—1513 heraus.

Der Weltüberblicker

Von Ah, der doch in bescheidenen und engen Verhältnissen aufgewachsen war, verriet schon als Student in Einsiedeln einen regen Weitblick und Interesse für politische Tagesereignisse, faßte sie in kurze Berichte mit kritischen Bemerkungen und ließ sie unter den Studenten zirkulieren. Als junger Priester, als Frühmesser und Sekundarlehrer in Stans war er im Dezember 1866 Mitbegründer des Nidwaldner Volksblattes. Er ahnte wohl kaum, daß er über dreißig Jahre mit seinem Wochenbericht diesem Volksblatt über die Grenzen der Schweiz hinaus Geltung verschaffen werde. Von diesem allwöchentlichen Weltüberblick erhielt von Ah den Namen Weltüberblicker. Er war vermöge seiner geistigen Veranlagung und seines Wissens zu dieser Art Journalistik wie geschaffen. Er war Kenner der vaterländischen und allgemeinen Geschichte und der schönen Literatur, hatte großes Interesse an den zeitgenössischen Ereignissen in der großen und kleinen Welt, verfügte über ein treues Gedächtnis für alles, was er gelesen und erfahren. Dazu besaß er eine überraschende Kombinationsgabe, er konnte wirklich rückwärtsblickend vorwärtsschauen. Überdies hatte er die glückliche Eigenart, die Ereignisse der Woche nicht bloß zu erzählen, sondern mit den Lesern zu besprechen. Es ist begreiflich und selbstverständlich, daß von Ah in seinen Urteilen und Perspektiven, die er so selbständig und unbeeinflußt von den Meinungen und Ansichten anderer in den Wochenbericht schrieb, zuweilen danebentraf, aber interessant waren seine Berichte immer für Gebildete und Ungebildete. Seine Darlegung hatte stets etwas Urwüchsiges und Originelles. Oft denkt man unwillkürlich an Jeremias Gotthelf († 1854). Es sei nur an einen Vergleich des Meisters volkstümlicher Schreibweise in »Michels Braut-



Der Weltüberblicker im Jahre 1893

werbung« erinnert: »Bekannt ist, wie die Franzosen und Engländer sich im Auge haben, auf die gegenseitigen Bewegungen lauern. Schicken die Franzosen eine Flotte ins stille Meer, flugs segeln die Engländer mit Fregatten und Linienschiffen mit Dampf und ohne Dampf hinter ihnen her. Rückt ein Regiment Franzosen an die Pyrenäen, flugs putzen die Engländer in Gibraltar die Kanonen und verstärken die Besatzung in Malta. Haben die Franzosen einen Stein im Brett in Ägypten, sitzen die Engländer ab im Roten Meer. Ungefähr gleich oder doch fast so werden von den Müttern sämtlicher heiratslustiger Töchter die Bewegungen heiratsfähiger Jünglinge beobachtet und besonders reicher Jünglinge, mit Höfen oder andern Gütern behafteter.«

Des Weltüberblickers Wochenberichte fanden in der ganzen deutschen Schweiz und über die Schweiz hinaus Anklang. Wohl kein anderes Schweizer Blättchen konnte sich wie das »Nidwaldner Volksblatt« rühmen, vom Kaiser Franz Joseph dann und wann gelesen zu werden, obwohl von Ah in seiner Kritik diesen Herrscher nicht immer glimpflich behandelte. Schweizer Zeitungen, auch anderer Weltanschauung, brachten nicht selten seine Wochenberichte ganz oder teilweise in ihren Spalten.

Es war wiederum das einfache Volk, für das von Ah seine Wochenberichte schrieb. In seiner Rede über die Presse am Katholikentag in Freiburg i. B. stellte er, wie oben gesagt, die Frage: Wie soll man für das Volk schreiben? und gab die kurze, treffende Antwort: Das ganze Geheimnis liegt vielleicht in den zwei Worten: Schreibet nicht nur für das Volk, sondern schreibt aus dem Volke heraus! Der Arzt untersucht den Herzschlag des Kranken, lauschend legt er sein Ohr an Lunge und Herz, ängstlich zählt er die Pulsschläge und schaut genau auf die Uhr. So muß auch der Volksschriftsteller seine Hand, sein Ohr an das Herz des Volkes legen und dabei nicht vergessen, scharf hinzuschauen auf die große Weltenuhr unserer Zeit.«

In seinem ersten Wochenbericht vom 1. Dezember 1866 legt er seinen Standpunkt in dieser Art publizistischer Tätigkeit dar und zeigt, nach welchen Richtlinien er die Zeitereignisse in seinen Wochenberichten den Lesern vorlegen werde:

»Die Zeitungen der Gegenwart bringen nicht bloß Tagesberichte, Neuigkeiten und Anregungen in Leitartikeln, sondern sie bilden für sich schon heute, und mehr noch in Zukunft eine vollständige Weltgeschichte. Wer nun aber diese Weltgeschichte verstehen und etwas aus ihr lernen will, der kann sich unmöglich an abgerissenen Anekdoten, kurzen Nachrichten, Depeschen u. dgl. genügen; er muß sich Sachen zusammenstellen, insofern die Tatsachen zusammengehören, vielfach aus einer gemeinsamen Quelle entspringen, auf einen gemeinsamen Abschluß hinweisen und hinstreben, und

insofern sie erst in dieser Weise ein richtiges und sicheres Bild der Zeit darstellen. Nur in dieser Art bearbeitet, wird eine Zeitung nicht nur ein Genuß, sondern vor allem eine Quelle der Bildung, eine Schule für das Leben, und so erst wird die Weltgeschichte auch subjektiv ein Weltgericht.

Diese kurze Erinnerung stellen wir an die Spitze unserer »Wochenberichte«, womit wir unsern verehrten Lesern, unsern lieben Mitlandleuten vorab, wöchentlich übersichtlich zu berichten gedenken, was sich in der weiten Welt Wichtiges und Merkwürdiges zugetragen hat, was wir deswegen zu hoffen und zu fürchten haben und was wir im schlimmsten Falle für die Zukunft daraus lernen können.

Wir stehen am Ende dieses vielbewegten Jahres 1866. Der mörderische Bruderkrieg in Deutschland ist in verhältnismäßig kurzer Zeit verlaufen; die armen Bevölkerungen Deutschlands werden aber die schweren Opfer noch lange Jahre hart zu tragen haben; die endgültigen Erfolge dieses Krieges sind zwar noch nicht abgeschlossen; lassen sich vielleicht gar nicht voraussehen; und schon wieder stehen Ereignisse von solch furchtbarer Wichtigkeit und Ausdehnung vor den Toren des neuen Jahres, daß Hoffnungen und Befürchtungen sich bereits nicht mehr nach Deutschland wenden, sondern anderswohin.

Da ist es vor allem Frankreich, das sich so gern die Spitze, den Kopf auch das Genie der Zivilisation nennt, welches für das nächste Jahr 1867 alle Nationen zu dem freudigen Verein aller Künste und Gewerbe in seiner großartigen Weltausstellung einladet; das nächste Jahr wird und muß also ein Jahr des Friedens werden, so sagen kluge Leute mit ruhiger Sicherheit. Wir können leider, so gern wir es auch möchten, nicht an diesen Frieden glauben; wir fürchten K r i e g, blutige, schreckliche Kämpfe, in denen ganze Völker aufeinanderstürzen werden; das fürchten wir und wollen auch sagen warum. Rußland hebt mit einem kaiserlichen Federzuge 400 000 Mann aus und stellt sie unter Waffen und ernennt, was seit 12 Jahren nicht mehr geschehen, einen Feldmarschall als obersten Feldherrn seiner gewaltigen Armee (den deutschen General von Berg); Frankreich versammelt unter dem höchstgelegenen Vorsitz seines Kaisers eine militärische Kommission, die rastlos an der Reorganisation der Land- und Seemee, an der Einführung von Hinterladungsgewehren, Bemannung der Flotte etc. arbeitet und den Satz aufstellt: ‚Jeder Franzose ist militärpflichtig‘, damit Frankreich für jeden Fall auf eine Million Soldaten sich stützen kann. Ebenso arbeitet Preußen und Österreich; selbst die Schweiz opfert mit Einmütigkeit zehn Millionen Franken zur Bewaffnung unserer Truppen, und ‚ahnungsgrauend‘ schwebt die unheimliche Kunde von einer preußisch-russischen Allianz durch die Welt. Sogar der kleine Griechenkönig rüstet und waffnet, wohl auf Anstiften Rußlands. — Wenn nun solche Zeichen den

Frieden bedeuten, so wollen wir in Zukunft keine Wochenberichte mehr schreiben, sondern unser Brot redlich damit verdienen, daß wir das Wetter für den Kalender vorhersagen. Wenn man an einem schönen Sommerabend landauf und landab ‚Dengeln‘ hört, so weiß man schon, daß der ‚Schon‘ im Lande ist, und daß in aller Frühe tüchtig gemäht werden soll; die Sense bedeutet Mähen und Heuen, und so deuten auch die Rüstungen, diese schwunghafte Fabrikation und Verbesserung der Feuer- und Mordwaffen auf den kommenden Krieg und nicht auf Frieden. Frankreich sendet freilich alle seine Schiffe aus, sogar die eisengepanzerten, um seine Truppen aus Mexiko heimzubringen und so eine wichtige, opferreiche Expedition abzuschließen. Kaiser Maximilian ‚schwimmt‘ bereits der alten Heimat zu, und was auch in jenem unglücklichen Lande noch geschehen mag, e i n e weltgeschichtliche Tatsache kommt dort bereits zur Darstellung: die alte und die neue Welt, die kaiserliche Alleinherrschaft und die freie Republik, Frankreich und Amerika haben sich hier gemessen. Die Republik hat gesiegt und vertreibt den Kaiser und das Kaisertum. — Ohne aus dieser Tatsache allzukühne Schlüsse ziehen zu wollen, wird man doch von diesem Datum an den Absolutismus und die Willkürherrschaft eines einzelnen nicht mehr als die Staatsform der Zukunft, wohl aber als die einer abgelebten und überwundenen Vergangenheit betrachten dürfen; die Zukunft gehört einem freieren Geiste.

In Glanz und Jubel ist der italienische König V i k t o r E m a n u e l eingezogen in die ihm auch noch zu eigen gewordene Dogenstadt Venedig; dieser Mann hat wirklich ein unverschämtes Glück; die Franzosen erkämpfen ihm die Lombardei; die Revolution legt ihm das herrliche Neapel zu Füßen, und auf eine verlorene Seeschlacht erhält er schließlich noch Venedig. Wir Schweizer aber sollten uns hüten, diese Annexions- und Eroberungspolitik mit unserm Beifallsrufen zu krönen. Die Annexion ist freilich auch ein Recht — aber das Recht des Stärkeren, das Recht des Schwertes, das F a u s t r e c h t.

Durch den Einzug in Venedig ist nun natürlich die r ö m i s c h e F r a g e in unmittelbare Nähe gerückt; mit Ende Wintermonat geht ohnehin der durch die sogenannte Septemberconvocation vom Jahre 1864 verabredete Termin für die Räumung Roms von französischen Truppen zu Ende; am 15. Dezember werden sie, wie es scheint, definitiv und unwiderruflich Rom verlassen. Was dann in Rom geschehen, was aus dem Hl. Vater werden, wie diese wichtige römische Frage eine endgültige Lösung finden werde, das ist eben das große Fragezeichen der kommenden Tage, das ist der finstere Gedankenstrich, der die Herzen so vieler aufrichtiger Katholiken kummervoll ängstigt. — Eines aber steht für uns fest und unerschütterlich: die Kirche und das Papsttum haben 800 große und bedeutungsvolle Jahre gelebt und bestanden ohne den

Besitz des Kirchenstaates, und Kirche und Papsttum werden auch, wenn auch aus einem tausendjährigen Besitz widerrechtlich und gewaltsam herausgerissen und vertrieben, abermals 800 und noch mehr Jahre fortbestehen. Was ewig ist, das kann in der Zeit nicht untergehen; was von Gott kommt, das können die Menschen nicht stürzen, und mit Freuden unterschreiben wir Döllingers bedeutsames Wort, mit dem er sein berühmtes Buch: ‚Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat‘ abschließt: ‚Eher würde — nach der alten heidnischen Sage — entschwundenes Eiland aus den Tiefen der Meere aufsteigen, als daß Gottes Werk zugrunde geht‘.«

Getreu nach dem vorgesetzten Programm schrieb der Weltüberblicker seine Wochenberichte; sie bilden eine Weltgeschichte, geschrieben mit kritischem Geiste, mit Ernst und Humor, und es scheint, daß sein Geist mit dem Alter noch sprühender und kritischer, seine Schreibweise noch volkstümlicher wurde; die Wochenberichte der zwei letzten Jahrzehnte sind die treffendsten.

Ende März 1886 erschien im »Nidwaldner Volksblatt« des Weltüberblickers tausendster Wochenbericht. von Ah trug sich mit Rücktrittsgedanken und schrieb: Tausendmal habe ich nun jene Worte hingeschrieben, welche seit 20 Jahren an der Spitze dieses Blattes stehen, die Worte: »Die Weltlage in einem Wochenbericht«. Am 1. Christmonat 1866 schrieb ich dieselben zum ersten Male in Stans und heute hoffentlich zum letzten Male.

Ihr seid gut bedient worden, meine lieben Leser und Freunde, wenigstens *t r e u u n d g e w i s s e n h a f t*. Einmal wollte die Redaktion »aus technischen Gründen« keinen Wochenbericht annehmen und einmal hat sich derselbe auf der Postfahrt verirrt, im übrigen aber, tausend Wochen lang ist der Weltüberblicker immer auf seinem Posten gestanden und zwar zur rechten Zeit eingerückt. Immer und überall habe ich Zeit gefunden, zur rechten Zeit den Wochenbericht fertig zu bringen. So ist es gekommen, daß die tausend Wochenberichte an folgenden 20 Orten geschrieben wurden: 929mal in Kerns, 45mal in Stans, einmal auf dem Landenberg in Sarnen, einmal in Aumühle bei Buochs, zweimal in Einsiedeln, dreimal in Zürich, zweimal in Engelberg, in Freiburg und in Schwyz, je einmal in Lungern, Bern, Luzern, in Menzingen und in Muri, je einmal in München, Paris, Venedig und endlich dreimal in Rom.

Ein ganzes Heer von katholischen, konservativen und andern geistreichen Blättern sind seit diesen unsern zwanzig Lebensjahren mit und neben uns erstanden: Das Vaterland, Basler Volksblatt, Allgemeine Schweizer Zeitung, die Ostschweiz, Solothurner Anzeiger, Liberté und Bien public, zwei Urner Blätter, der Obwaldner Volksfreund, der Freischütz, der Fricktaler, die Berner Volkszeitung, Luzerner Volksblatt, Pays etc. Da hieß es sich tummeln, wenn

man auch nur ein paar hundert Leser und Abonnenten am Leben erhalten wollte. Im ersten Halbjahr zählten wir 250 Abonnenten, zur Stunde hat sich die Zahl nahezu verzehnfacht.

Nach 20 Jahren angestrengter Arbeit und treuen Dienstes werdet ihr wohl begreifen, liebe Leser, daß ich müde bin und meine Feder gerne einer ‚jüngern Kraft‘ überlasse, die nachgerade jetzt wild wachsen und allwärts üppig gedeihen — diese geistigen Kräfte.«

Aber der Weltüberblicker hatte seine Rechnung ohne seine Leser und Freunde gemacht; von allen Seiten drang man in ihn, Weltüberblicker zu bleiben, und es scheint, daß er nicht ungern auch fernerhin »die Weltlage in einem Wochenberichte« seinem großen Leserkreis servierte, und so schrieb er in der nächsten Nummer: »Das zweite Tausend der Wochenberichte beginnt seinen Lebenslauf bei Nebel und Sturm, und alles läßt einen bösen Tag voraussehen. Es liegt so etwas in der Luft, von dem unglückliche Spieler sagen, der Teufel habe wieder einmal die Woche«. Dann berichtet er nüchtern und sachlich über die Revolution in Uruguay, über Schwierigkeiten des Ministeriums Gladstone, über Arbeiterunruhen in Frankreich, über den schwindenden Einfluß Bismarcks und über Schwierigkeiten in der Schweiz. Endlich kommt er auf seine Person zu sprechen und schreibt: »Meine lieben Leser trauen dem Wetter auch nicht und fragen sich mit Ungeduld: Wer hat diesen Bericht geschrieben? der alte oder eine ‚jüngere Kraft‘? Ratet einmal, liebe Leser! Die einen haben bisher mit Mißtrauen gelesen und haben sich gesagt: Er fängt so ruhig, so vernünftig an, man sollte darauf schwören, es komme von einem Nationalrat aus dem bernerischen Mittellande; andere haben mich vielleicht schon an der Jahreszahl erkannt. Nun ja, meine lieben alten Freunde! da bin ich wieder. — ‚J’y suis et j’y reste‘ — wie ein französischer Marschall gesagt hat. Ihr habt es ja so haben wollen, ihr wollt mich nicht gehen lassen, obschon es für mich besser gewesen wäre. Herzlichen Dank allen, die mir in den letzten Tagen durch ihre freundlichen Briefe das Scheiden so schwer und das Herz so warm gemacht haben. Herzlichen Dank jenen öffentlichen Blättern, die von mir so viel Gutes und Schönes gesagt haben, daß ich es fast nicht habe glauben können; aber die Franzosen sagen: ‚Ça fait toujours du bien‘. Ich bin doch froh gewesen, daß ich nicht gestorben war und daß ich diese Seelesper noch habe selber hören können, und daß sie nicht bloß lachenden Erben zugefallen ist, die ja einst von mir doch nicht viel anders erben werden als Papier und Bücher und das bißchen Ruhm — aber gottlob auch keine Schulden.«

In der gleichen Nummer erschien eine treffende Würdigung des Weltüberblickers in dichterischer Form von einem Kollegen, der unter den Ersten steht, wenn es gilt, über journalistische Tätigkeit ein Urteil zu fällen. Es ist

der damals allbekannte und geschätzte Ulrich Dürrenmatt. Dieses Gedicht möge hier Platz finden:

**Dem Weltüberblicker
des „Nidwaldner Volksblattes“ zu seinem
tausendsten Wochenbericht**

Eintausend Wochenberichte, Verfaßt in klassischer Sprach' — Verehrter Weltüberblicker, Das tut Dir kein anderer nach!	O achte es nicht geringe, Wenn aus des Lesers Gesicht Beim Lesen des Wochenberichtes Verklärt die Begeisterung spricht!
Wenn hundert Blätter mir brachte Der Bote beim Samstagsgeläut', Erhaschte ich freudig Dein Blättlein, Betrübet doch hat es mich heut'.	Das Samenkorn, welches Du streuest Auf vaterländischen Grund, Schon sehen wir's jugendlich sprießen Im eidgenössischen Bund.
Des Schreibens seiest Du müde, So kündigst Du plötzlich uns an! Ach, rede mir nicht so greisig, Du starker, gewaltiger Mann!	Wo Freiheit siegt über Knechtschaft, Ein mutiger Rufer im Streit; Ein milder, christlicher Mittler, Wo sich die Brüder entzweit. —
Nicht Gold, nicht Titel und Würden Belohnten des Dichters Genie; Doch in dem Herzen der Schweizer Bewund'ung und Sympathie.	Ist Dir dies Wirken erleidet? Kein schöneres gibt's doch, traun, Als wie es Dir war beschieden, Den Frieden, die Freiheit zu bau'n.

Drum lassen wir nicht Dich »ziehen«;
Dein tausendster Wochenbericht,
Als *Denkstein* sei er gefeiert,
Als *Schlußstein* gilt er mir nicht!

Wochenbericht vom 17. März 1894: Der Kaiser tanzt! Die Fürsten und berühmten Männer haben es schön in unsern Tagen; wenn sie nur tanzen, so kommen sie schon in die Zeitung oder in die Weltgeschichte. Ehemals brauchte es zu Ruhm und Ehre ganz andere Knochen und andere Taten: eine brausende Feldschlacht, Schwerter Schwang, Gefahr und Not, Sieg und Ehre! Jetzt tunder nur einen Tanz, »mit leichtbeschwingter Sohle den Estrich zu kitzeln«, dann gibt es schon ein Telegramm und einen »Leiter« von St. Petersburg bis nach Paris oder Berlin. — Diesmal ist es der Kaiser von Rußland, der so glücklich ist, durch den Tanz Federn und Köpfe von ganz Europa in Aufregung zu bringen. Die Sache liegt aber auch darnach; ihr

werdet es bald hören, wie das gemeint ist. Der tanzende Kaiser war der russische Zar, der im Unmut über französische Umtriebe zum deutschen Gesandten, der bei ihm auf Besuch war, sagte: »Ich habe gehört, Sie geben in Ihrem Hotel eine Abendunterhaltung; erlauben Sie, daß ich mich dazu einlade.« »Und«, fährt der Weltüberblicker fort, »gesagt, getan. Die Franzosen nahmen das sehr übel und meinen, der Kaiser habe das expreß nur ihnen zuleid und den Deutschen zulieb getan, und da haben sie ganz recht, es ist etwas an der Sache. Also der Kaiser hat getanzt, und Deutschland spielt dazu die erste Violine und Frankreich bläst — nicht die Flöte, sondern Trübsal, und die Zeitungen schreiben: Der Friede ist gesichert! Ach was! Der Russe hält alle zusammen zum Narren, und wenn's ihm einmal drum ist, so fällt er über ganz Europa her; es ist ihm aber gar nicht drum, die Staaten allesamt haben zu viele Schulden und zu viele Bomben; das merkt der Alte und mag nichts davon wissen.«

Am 21. April 1894 schreibt der Weltüberblicker: »Felix Austria nube. Wenn ich etwas werden sollte — Kardinal allenfalls — nur nicht Kaiser von Österreich, wenn ich bitten darf! Ein so verdrießliches, widerwärtiges, schreckliches Amt gibt es, weiß Gott, nicht, soweit Sonne und Nebel reichen. Der hat schon Arbeit, der diese 43 Millionen Köpfe regieren muß. Ich wollte lieber mit der englischen Fremdenlegion als Sackpfeifer nach Indien! Hat der gute Kaiser oder sein erster Minister etwas Vernünftiges ausgedacht — der Fall ist wirklich schon vorgekommen —, so ist es gewiß seinen Deutschen nicht recht. Ist es ihnen recht, dann wollen die Böhmen nichts davon wissen und hören; gefällt es den Böhmen, so wehren sich die Ungarn dagegen; haben die Ungarn endlich etwas angenommen, so protestieren die Polen und Slowaken dagegen; den halbwelschen Triestiner ist endlich alles ein Greuel, was von Österreich und nicht aus Italien kommt. Nur die Tiroler sind geduldig und treu und nehmen alles an, ausgenommen das Schulgesetz. Und wenn dem Kaiser die Galle überläuft und die Judenbuben vor seinem eigenen Hause in Wien Skandal machen und ihm die Fenster einwerfen, dann flieht er zu seinen getreuen Tirolern in seine Kaiserburg nach Innsbruck. Draußen im ‚Lande‘ hat er doch keine Ruhe. — Also wie gesagt, und wenn es sein muß, Kardinal, allenfalls — Kaiser von Österreich niemals, niemals!« Dann läßt sich der Weltüberblicker scharf aus über die Zivilehe, die in Ungarn im Reichstage in der 3. Lesung endgültig angenommen wurde.

Wochenbericht vom April 1894: Das italienische Silbergeld. Abgedruckt in der Kölnischen Volkszeitung:

»Habt ihr's auch schon gehört von dem italienischen Silbergeld? Das kann noch eine schöne Geschichte absetzen, wenn ihr nicht zur rechten Zeit

auf meine Warnung höret. Also das italienische Silbergeld — zwei und ein und halbe Franken, mit dem schönen Gesichte des Victor Emmanuel und seines würdigen Sohnes Humbert — diese Silbermünzen gelten vom 24. Heumonath an nur noch in Italien. Ich habe die Sache zuerst auch so verstanden, man könne dieses Geld bei den Postbureaux und bei einigen Banken auswechseln. Das ist aber nicht wahr, und ich bin anders berichtet worden. Wer an der Post ein Mandat einbezahlt, Marken kauft oder eine Zeitung bestellt, nur der kann das italienische Geld noch anbringen; aber gutes Schweizergeld bekommt er dafür nicht. Ferner die Zwei-, Ein- und Halb-Franken aus Italien, welche älter sind als 31 Jahre, das heißt: die nicht die Jahreszahl 1863 oder ein späteres Datum auf dem Rücken tragen, oder die sonst etwas abgeschliffen sind, die nimmt die Post überhaupt gar nicht mehr an. Die Postbureaux schicken das erhaltene italienische Silbergeld sofort nach Bern, sie dürfen es nicht mehr ausgeben; und von Bern wird es in Kisten nach Italien geschickt, um dafür Gold zurückzuerhalten. Jetzt aber aufgepaßt! In Italien selber gilt dieses Geld nicht mehr den vollen Werth; deswegen gibt es in Italien kluge Leute, welche das Geld in Säcken wieder über die Schweizergrenze hereinschmuggeln, hier im Lande zum vollen Werthe absetzen und also ein Schönes daran verdienen können. Der Vater Bundesrath sagt nun in seiner Fastenbulle: er zerbreche sich schon lange darüber den Kopf, um ein Mittel zu finden, diesen Schmuggel zu verhindern; bisher sei ihm aber auch noch nichts eingefallen. Glaub's gern! Es fällt uns in letzter Zeit nichts mehr ein, als etwa eine Eisenbahnbrücke. Da gibt es nur ein Mittel: Niemand ist verpflichtet, solche italienische Silbermünzen anzunehmen. Also das ist das Mittel: wenn dir Einer eine Zahlung machen will oder einen Zins mit solchem Silbergeld, so wirf es ihm weder in's Gesicht, noch vor die Füße — das wäre nicht höflich; nein! Aber stoße die Silbermünze anständig und manierlich zurück, dem, der sie dir gegeben. Das braucht nur acht Tage und dann wissen es Alle und richten sich danach, und die Italiener bringen uns kein solches Geld mehr in die Schweiz. Das ist mein Rath; jetzt folget oder nicht; machet, wie ihr meinet; aber kommet mir dann nach dem St. Jacobs-Tage nicht mit Klagen und Schimpfen; dann ist es zu spät und ich habe es euch recht und deutlich gesagt zur rechten Zeit!«

Im November 1894 erschien in der badensischen Zeitung »Anzeiger für Stadt und Land« von Lahr folgender Wochenbericht in Abdruck aus dem »Nidwaldner Volksblatt«:

» Fern im Osten... «

Der Kaiser von Rußland ist feierlich begraben worden und sein Sohn Nikolaus II. hat ohne Schwierigkeit den Thron bestiegen — so ganz sicher

war die Sache bei Weitem nicht; der neue Kanzler Hohenlohe steht bereits an der Arbeit; in Österreich meinen die gemüthlichen Wiener nicht mehr leben zu können ohne die »Wahlreform«; Frankreich — die Kammern — bewilligen einen Kredit von 65 Millionen für einen Krieg auf der Insel Madagascar, — eine Null kommt später noch hinzu, wenn's gut geht, sonst auch zwei; Spanien hat neue Minister, wie üblich: alle Stunden zwei Eßlöffel voll, bis Wirkung erfolgt; in Nordamerika ergab sich bei den letzten Wahlen in Senat und Legislative (gesetzgebende Versammlung) eine große Mehrzahl für die Republikaner — gegen die Demokraten und gegen Politik und Partei des jetzigen Präsidenten; in unserm lb. Vaterland herrscht unter allen Wipfeln Ruhe und in der eidgenössischen Kasse eine merkwürdige leere Stelle. — Das Alles ist aber nur Nebensache, Schnuppe, wie jener glückliche Bräutigam seiner holdseligen Braut zeitgemäß telegraphierte: »Verschwiegenheit Ehrensache; — Religion Privatsache; — Alter und Liebe Nebensache; — Geld die Hauptsache!«...

»Fern im Osten seh' ich Frühlingslicht glänzen!« Die Japanesen thun kräftige Arbeit und das älteste, größte und in Hochmut und eitler Prahlerie aufgeblasenste Reich der ganzen Welt — China — kracht in allen Fugen und geht vollständig aus dem Leim; seine Flotte ist vor der Land- und Seefestung Arthur im Meerbusen von Petschili gefangen wie eine nasse Maus, und die Japanesen eilen mit großen Schritten der Hauptstadt Pecking zu.

Aber ich wünschte, alle meine lieben Leser hätten eine Karte von Japan und China vor sich; ich selber habe mir dafür auch nicht große Kosten auf-erlegt; ich habe aus der »Frankfurterin« eine zweihandgroße Karte in grobem Holzschnitt herausgeschnitten und vor mich hin aufs Pult gelegt; man muß sich zu helfen wissen! — Also stellet Euch vor, meine lieben Leser! stellt Euch vor: wir Unterwaldner, Ob- und Nidwalden einträchtig zusammen, wir zögen aus, um den Vasallenstaat Uri zu »befreien«; nämlich wir Unterwaldner stellen — wie im »Sommernachts-Traum« — die Japanesen vor, und Uri wäre die große Halbinsel Korea. Der Vergleich hinkt etwas; Japan hat 33 Millionen Einwohner und wir ob und nid dem Wald nur etwa 25,000 — aber lauter Männer, und wenn's über den Gotthard geht, oder gegen feißen Käs und Nidlenbrod, so stellen wir immer noch unsern Mann. Also der Vergleich hinkt; aber mit einiger Phantasie kann man sich unter der Bucht von Beckenried und Gersau ganz leicht das japanische und gelbe Meer vorstellen; die Reuß bei Flüelen stellt den Yala-Fluß vor und der Urnersee den Meerbusen von Petschili. — Also jetzt sind wir als Japanesen mit dem Korea-Uri fertig und rudern am Hacken oder »Axenstein« vorüber und zurück und da, wo ehemals die Sust von Brunnen gestanden, da steht das Fort

oder die Festung Arthur oder Aufdermauer. Das haben die Japanesen auch schon eingenommen und jetzt marschieren sie dem Flusse Peiho entlang — in Schwyz Ahwasser und Muota genannt — hinauf nach der kaiserlichen Hauptstadt Pecking, das bei uns Schwyz genannt wird; auch dieser Vergleich hinkt — begreiflich! wie alle Vergleiche! es ist aber nur, daß sich auch der gemeine Mann die Sache ungefähr vorstellen kann, ohne daß er mit einer Landkarte weitere Kösten haben muß. —

In der kaiserlichen Hauptstadt Pecking muß es böß aussehen; so böß, daß sich die junge Kaiserin in einem Anfall von Schwermut erhängt hat; der Kaiser nahm seine übrigen Weibervölker unter den Arm, packte seine sieben Zwetschgen ein und machte sich auf den Weg ins »Elend«. Das Gesindel, das man Armee und Militär nennt, ist auseinander gestoben, wie ich es vorausgesagt, und die Japanesen marschieren immer zu.

Da hat der chinesische Gesandte in England sein Bambusrohr in die Hand genommen und ist zum Minister Rosebery gefahren und hat gesagt: Exzellenz! wollen sie nicht so gütig sein und mit den Japanesen einen anständigen Frieden vermitteln? China bezahlt ein anständiges Schmerzensgeld für Läufe und Gänge, giebt Korea frei und schließt mit Japan einen Handels- und Niederlassungsvertrag. Seien Sie so gefällig! Aber der Rosebery hat es auch schon donnern gehört und will nichts von dem Handel wissen; wenn Japan den Kopf macht und nicht will, so müßte England es zwingen, das heißt: es müßte selber Krieg führen. In diesem Stücke hat es aber England, wie jener eidgenössische Oberst, der partout nicht ans eidgenössische Schützenfest gehen wollte: er hören nicht gern schießen!

In London abgewiesen, nimmt der chinesische Gesandte ein Billett nach Paris mit Retour und legt dem französischen Minister die gleiche Bitte vor; der will aber auch nichts davon weder wissen, noch hören und sagt gar noch: eine einzige Macht könne und dürfe hier nichts unternehmen.

Besser ist es dem chinesischen Gesandten in Nordamerika gegangen, die Amerikaner haben gleich gemerkt, daß hier ein gutes Geschäft zu machen wäre; England und Frankreich können ausgestochen werden, Rußland hübscheli zur Seite geschoben und wenn es Amerika gelingt, den Frieden zu vermitteln, dann ist es keine Frage, dann wird es auch den Handel — oder mit andern Worten den Profit und das Geld in seine Taschen zu leiten verstehen.

Ein Schauspiel für Engel und Menschen: Der jüngste aller Staaten diktiert dem ältesten den Frieden; er verfügt über die Zukunft, über die Stellung dieses Reiches oder eigentlich der drei Reiche; die Republik, der Freistaat, die Volksherrschaft gebietet über Leben oder Tod, über Sein oder Nichtsein dieses absoluten und patriarchalischen Staates! Habe ich nicht

immer gesagt seit langen Jahren schon: die Weltgeschichte bewege sich — wie die Sonne — von Osten nach Westen? Nachdem sie nun einen ersten Rundgang um die Welt gemacht und bis nach St. Franzisko und mit den Engelbergern bis nach Oregon gekommen, beginnt sie ihren gewaltigen Lauf zum andern Male: von Amerika fährt sie hinüber nach Japan, nach Korea und nach China!

Natürlich, das geht nicht Alles an Einem Tage vor sich; es pressiert der Weltgeschichte lange nicht so streng, wie unsern jungen Herren, die schon in den ersten acht Tagen Präsidenten werden möchten; die Weltgeschichte braucht Zeit und sie hat auch Zeit, nur die Zuschauer sind bisweilen etwas ungeduldig und strampeln mit den Füßen; es werden noch Jahre und Jahrhunderte vergehen, bis der Kaiser von China aus einem »Patriarchen« oder Tyrannen ein vom Volke gewählter, — Pardon! auf drei Jahre gewählter Präsident geworden sein wird, aber er wird es doch, zählt darauf!

Nord-Amerika und China! Der Hauch der Freiheit weht in vollem Zuge über den Atlantischen Ozean: »Fern im Osten seh' ich Frühlicht glänzen!« Lange genug hat dieses abscheuliche China das Christentum verfolgt, seine Missionäre gemartert und getötet, seine Kirchen zerstört und geschändet; Christus erhebt sich; alle Jahrhunderte, alle Länder, alle Völker haben ihn gesehen, haben ihn angebetet, haben aus seinen durchbohrten Händen Licht, Gnade, Segen empfangen; nur der ferne Osten hat sich ihm hartnäckig verschlossen zweitausend Jahre lang. Aber Christus hat nicht umsonst gesagt: »Seid getrost! ich habe die Welt überwunden, die ganze Welt!« Christus hält sein Wort; seht! da kommt er endlich, er kommt auch nach China und Japan und er bringt den Völkern mit dem Glauben auch die Freiheit und die wahre Bildung, Nord-Amerika thut es nicht anders! »Fern im Osten seh ich Frühlicht glänzen!«

Wochenbericht über Bundesbank, Bundesdruck und Bundesbrot.

(Abgedruckt von »Stadtbote«, Zürcherisches Sonntagsblatt, 10. März 1895.)

In Zürich war bereits die nationalrätliche Kommission versammelt und hat beschlossen: eine reine Staatsbank zu gründen, ohne Beteiligung und Geldbeiträge von Privaten. Was die eidgenössischen Rätche über diesen Vorschlag beschließen werden, das weiß ich nicht; aber Eines weiß ich sicher und bestimmt: bei einer Abstimmung wird das Schweizervolk mit gewaltigem Mehr Eure Bundesbank bachab schicken; da machet nur keine weitem Kosten mit Kommissionen und andern Sitzungen, — das ist Alles weggeworfenes Geld, das wir nöthiger für Anderes zu brauchen haben.

Eine Bundesbank brauchen wir erstens nicht und zweitens wollen wir sie auch nicht. Eine Bundesbank, für was? Hat Einer Geld oder zu viel Geld und will es an den Zins legen, — ich meine, da seien Banken und Kassen genug vorhanden. In jedem Kanton, in jeder Stadt und fast in jedem Dorfe findet er eine solche Kasse zum Einlegen seiner Ersparnisse. Im Kanton Luzern kann er nur zum Pfarrer gehen, die sind fast von Amtswegen Einnehmer der Ersparnißkasse. Also für was noch eine neue Bank und dann erst noch so weit weg, in Bern oder Zürich? — Will aber Einer Geld, oder meint er, er müsse nothwendig Geld haben, um etwas handeln und verkehren, um ein Geschäft anfangen zu können, — will Einer Geld, da haben wir nicht nur Banken genug, sondern sogar deren zu viele. Ist Einer kaum der Schule entlaufen, so will er schon eine Milch kaufen, käsen, handeln in Vieh und Land, zuerst mit Schafen, dann mit Kühen und Rossen, und für solche Bürschli hat es Banken und Geld genug; ebenso für leichtsinnige Wirthe, Hotelbauer, Holzhändler, — überhaupt für Alle; die bringen ihre guten, schönen Gülten, die sie der Großmutter oder der Bäsi-Gotten abgebettelt oder abgeschwindelt haben, die bringen ihre guten, schönen Gülten der Bank oder Kasse — auf Nimmerwiedersehen! Jetzt erst noch eine neue Bank? Nein! höret auf mit Eurem Segen!

Eine neue Bank zu gründen, das ist dermalen gar keine Kunst; man braucht weder Silber noch Gold, man braucht nur Papier, Banknoten und Obligationen; das heißt: man macht Schulden. In der Schweiz fliegen gegenwärtig für 200 Millionen Franken Schuldscheine herum, — wohlgemerkt! nur Banknoten, nicht etwa die noch ungezählten Obligationen u. s. w. Auf allen diesen Banknoten heißt es: »Die X-Bank zahlt dem Ueberbringer bei Sicht« so und so viel »in gesetzlicher Baarschaft«. Ich erlebe es nicht mehr und ich möchte es auch nicht erleben und sehen, was an jenem Tage geschehen wird, wo alle diese Banknoten sich zur Einlösung bei den Banken anmelden! Die Banken besitzen freilich für diese ihre Schulden einen oder zwei Drittel Baarschaft in Gold oder Silber an einem sichern Orte. Aber, was würde man von einem Bauer sagen, der ein Heimwesen im Werthe von 25,000 Fr. besitzt, wenn er gleich in einem Zuge dieses Gut mit 50,000 Fr. Gülten oder Schulden belasten würde? —

Eine neue eidgenössische Bank bringt also nur einen neuen Millionen-Segen von Schulden; diese Schulden, diese Millionen wirst Du einst bezahlen, gutmütiges Schweizervolk! bezahlen bis auf den letzten Rappen, und wenn Dir die Hebräer darüber die Haut über die Ohren abziehen. Eine neue Bank, eine neue Gefahr, wo es schon an der alten genug wäre!

Eine Bundesbank wollen wir aber auch nicht und zwar aus zwei Gründen. In Rom spielte sich schon lange ein schmutziger Prozeß ab und jetzt

soll er neu angehen, weil der Ministerpräsident Giolitti die Banca romana dadurch ruinierte und zu Falle brachte, daß er dieser Bank Millionen entzog, um damit die Wahlen »zu machen«, — d. h. durch Bestechung der Wähler für die Regierung eine Mehrheit herauszuschinden, und zugleich, weil auch die gleiche Bank dem Herrn Minister und seiner Frau Liebsten für ihre Schneiderschulden sehr gefällig war.

Vor wenigen Wochen hat der jetzt regierende Minister Crispi die Bank in Neapel bevogtet, die Kassiers und Beamten abgesetzt und fortgejagt und an ihre Stellen Leute von der Regierung, d. h. seine Leute hingestellt; warum? Sogar radikale Zeitungen sprechen es laut und offen aus: das habe Crispi nur getan, um für die jetzt bald stattfindenden Wahlen das Geld dieser Bank in seiner Hand zu haben.

Wie gefällt Euch das, Ihr alten Eidgenossen? So würde es auch mit unserer Bundesbank gehen und kommen: nein! wir wollen das Geld nicht der Politik ausliefern, unser Geld nicht der Partei in die Hand legen. Seit bald fünfzig Jahren haben wir es zur Genüge erfahren, daß in der eidgenössischen Politik die Partei regiert und nur die Partei und wenn nicht hie und da die Stimmzettel in der Stärke von 4—500,000 Stimmen aufrückten, so würden sie auf unserm Rücken tanzen und Stecken spitzen. Geld ist Geld und Geschäft ist Geschäft, aber keine Politik und keine Partei.

Der Vater Bundesrath will auch eine eigene »Staats- und Hofbuchdruckerei« einrichten; er müsse alle Jahre so viele neue Gesetze, Verordnungen und Militär-Reglemente drucken lassen, daß er meint, er komme wohlfeiler aus, wenn er gleich selber eine Druckerei einrichte. He ja! man kann's probieren! Findet der Bundesrath verständige und ehrliche Arbeiter, Setzer, Faktoren, Direktoren und Rechnungsführer für diese Druckerei, so wird ihn die ganze Einrichtung und der Betrieb dieser Staatsdruckerei ungefähr genau so viel kosten, wie wenn er die Sache einigen wohlgesinnten Druckereien überlassen hätte, wahrscheinlich eher noch etwas mehr. Und wenn diese Staatsdruckerei Tage und Wochen lang keine Arbeit, nichts zu drucken hat, wenn Herr Dr. Joos sterben sollte und nicht jeden Tag eine druckfertige Motion fertig brächte: dann wird die Staatsdruckerei nothwendig Privatarbeiten übernehmen und suchen, sie wird Fahrtenpläne, Kursbücher, Frachtbriefe, Leidzirkulare, sie wird Direktorien, sie wird Alles drucken und zwar billiger als alle Anderen. Dadurch wird der Bundesstaat Unternehmer, er wird Buchdrucker, er wird Banquier; Schnapshändler ist er schon und Kornwucherer soll er auch noch werden. Dann haben wir nicht erst den Anfang des sozialistischen Staates, sondern das Ende, das Ende der Republik, das Ende des Freistaates, das Ende der Freiheit und des Vaterlandes.

Das ist so gemeint — und da lasse ich mir gar nichts durchthun, nicht ein Jota: hat einmal der Bund oder der Staat das Geld in den Händen und ist Banquier, — hat er das Korn in seinen Kammern und ist Kornhändler, Pfister und Müller und Pastetenbäck, — hat er die Eisenbahnen in der Hand und die Staatsdruckerei, den Verlag und die Accidenz — dann kann neben ihm und seinen großen Mitteln kein einziger Banquier, keine Ersparniskasse, kein Müller und kein Pfister, — dann kann neben ihm Niemand mehr aufkommen; Alle müssen die Waare von ihm beziehen, Alle für ihn arbeiten, Alle sich bei ihm verdingen; dann hört die Freiheit von selber auf und wir Alle sind Sklaven. Man kann es nie genug wiederholen: der Sozialismus und der sozialistische Staat sind die ärgste Sklaverei und die härteste Tyrannei, die noch auf Erden bestanden hat; wenn und was wir arbeiten, was wir essen und trinken, was wir lesen und schreiben, womit wir uns kleiden sollen, die Arznei in kranken Tagen, der Todtenbaum und Länge und Breite des Grabes, — das Alles regelt und befiehlt der allmächtige Staat, — die Spartaner-Suppe ist fertig; kommet, Kinder! und esset, was der Gruppen-Chef Euch herausschöpft und dann lege Dich schlafen, alter Freiheitssinn und Mannesmuth! Ja, dahin wird es kommen, wenn wir Kinder sind und wenn wir uns nicht als Männer zeigen und mit all' dem Schwindel abfahren zur rechten Zeit!

Nochmals: machet Euch nicht unnütze Arbeit, Ihr eidgenössischen Rätche! mit Eurer Bundesbank: die brauchen wir nicht und die wollen wir nicht!

Anmerkung der Redaktion. Punkto Bundesbank sind wir mit den Ausführungen des verehrten Herrn von Ah nicht ganz einverstanden. Je nachdem man ein solches Institut organisiert und ausrüstet, kann es zum Segen des Landes werden. Zum Fluche allerdings auch, vide Italien, allein unsere Zustände sind gottlob noch keine italienischen und unsere Verwaltungen, kantonale und eidgenössische, sind es noch weniger.

Der letzte Wochenbericht von Ahs erschien am 22. August 1896. Mit der gleichen urwüchsigen Frische, mit Humor und Ernst wie in seinem besten Mannesalter, berichtet der Weltüberblicker über die Weltlage, und niemand ahnte, und er selbst wohl auch nicht, daß seine irdische Hülle so rasch abgebrochen werde. Gerade dieser Wochenbericht ist ein echter von Ah. Die Überschrift lautet: Vom Heiraten. Er schreibt:

»Wenn es immer zu machen ist, so bereite ich meinen lieben Lesern und Leserinnen gerne eine Freude. — Heute trifft es sich gut; es sind drei Hochzeiten auf Lager, und von jeder ist etwas Merkwürdiges und Bedeutsames zu melden. Um Aufmerksamkeit und geneigtes Gehör zu bitten, ist hier ganz

und gar überflüssig; nie ist es in der Kirche stiller, nie wird weniger gehustet und geschlafen, als wenn man Hochzeiten verkündet.

Erstens hat sich in den letzten Wochen verheiratet die Großtochter der Königin von England, die Prinzessin Maud, oder wie man sie in der Familie nannte: die Prinzessin Kobold, weil sie immer eine heitere, lustige und lebhaftige Prinzessin war. Geheiratet hat sie ihren Vetter, den Kronprinzen von Dänemark; die Brautleute sind im zweiten Grade blutverwandt und hätten sich nicht heiraten sollen; heiraten ins Blut tut niemals gut. Wenn die regierenden und fürstlichen Familien nichts Besseres zu tun wissen, als immer wieder in ihre eigene Familie und in ihr eigenes Blut hinein zu heiraten, so sollen sie sich dann auch nicht verwundern, wenn sie ausarten und absterben.

Eine so reiche und so lustige Königstochter von England hätte doch sicher noch einen andern bekommen. Es ist auch ein offenes Geheimnis, daß einer der reichsten und schönsten Edelleute von ganz England und Wales sein Auge auf die Prinzessin Kobold geworfen und sein Herz an die Kleine verloren hatte; das war Lord Roseberry, der gewesene Lordkanzler und Siegelbewahrer. Aber es hat nicht sollen sein, es wäre zu schön gewesen; die Politik kam dazwischen, dem Lord Roseberry wurde nichts zuteil als ein hübsches Körblein. Als vernünftiger und kluger Mann und Engländer sprang er derohalben keineswegs ins Wasser; er tat aber doch etwas Ungeschicktes, er nahm eine reiche und schöne Jüdin, die ihm einige Millionen in der Schürze mitbrachte; schön war sie auch, je nun, wie man mit einigen Millionen schön ist.

Noch mehr zu reden gibt die zweite Hochzeit: der Kronprinz von Italien — wie sein Großvater Viktor Emmanuel genannt, der verheiratet sich mit der Prinzessin von Montenegro. Das ist weit unten auf der Landkarte. Die Prinzessin soll aber sehr schön sein, sehr schön und auf jeden Fall um ein Namhaftes schöner als ihr königlicher Bräutigam, und wenn sie auch noch etwas klüger und gescheiter ist als der Hochzeiter, so kann das auch nichts schaden, und den Beiden kommt es wohl — nicht die Hübschi, aber der Verstand.

Der Viktor Emmanuel hat offenbar schon an verschiedenen Türen angeklopft und hätte auch gerne eine Königstochter gehabt, aber es hat nicht sollen sein; wie sein Volk und seine getreuen lieben Untertanen, so hat man auch seinen Fürsten und die Fürstensöhne von Italien nicht überall gern, darum hat er mit einer bloßen Fürstentochter vorlieb nehmen müssen.

Hier wäre nun auch eine Verwandtschaft, aber nur eine geistige, keine geistliche. Die zwei passen nun einmal ordentlich zusammen. Die 200 000 getreuen, lieben Untertanen des Fürsten Nikolaus sind zwar ein tapferes, aber

armes Volk; in den ‚schwarzen Bergen‘ will nichts gedeihen, Industrie und Verdienst seien auch nicht im Lande; arm, aber ehrlich. Nur böse Zungen und Nachbarn behaupten, wenn diese armen, aber ehrlichen Montenegriener aus ihren Bergen heruntersteigen ins flache Land Bosnien oder der Türkei, so geschehe dies niemals ‚andachtshalber‘, sondern sie kommen nur herab, um Schafe zu stehlen. Der Großvater Viktor Emmanuel hat das auch schon probiert; er ist in Italien über alle Häge gestiegen und hat nicht nur Schafe, sondern ganze Provinzen und Königreiche — ‚gestohlen‘ wird man nicht mehr sagen dürfen, also ‚auf eine gewisse Weise‘ annexiert; — am Ende kommts aufs gleiche heraus in Italien wie in Montenegro. Braut und Bräutigam passen also herrlich zusammen.

Die dritte Heirat endlich betrifft die junge Königin von Holland; der alte König ist schon seit Jahren verstorben, und die Königs Wittve — eine deutsche Fürstin — hat ihre einzige Tochter Emma sehr sorgfältig erzogen und erziehen lassen. Gerade in diesen Tagen nun ist die junge Königin sechszehn Jahre alt geworden. Das Volk sagt: Armer Leute Käs und reicher Leute Töchter sind bald reif genug. Also haben sich schon mehrere junge Fürsten auf die Sohlen gemacht, haben das Beste angezogen, die goldene Uhrenkette über das Täschli herausplempern lassen, den keimenden Schnurbart heftig gekräuselt und einen festen Tritt probiert. — Natürlich die Preußen voran; diese schöne, junge Emma und der Königsthron von Holland, Rauchtabak genug und einige Millionen dazu, das wäre doch etwas anderes als die Colonialarbeit in Afrika! — Aber das leiden die Franzosen nicht, und die Engländer nicht und die Russen auch nicht. Preußen ist jetzt groß genug, ganz Deutschland ist in ihm ‚aufgegangen‘; jetzt noch Holland? Niemals, niemals! — Der König von Belgien sei ein schlauer Patron — so sagt man (ich selber glaube es aber nicht), und nun wolle der Belgier die Emma von Holland durchaus für seinen Bruderssohn oder Vetter haben; (er selber hat keine Kinder), dann kämen Belgien und Holland wieder unter einen Hut, wie vor 1830. — Aber das leiden die Holländer wieder nicht, um keinen Preis, und wenn das so fortgeht, so wird die kleine Emma eine alte Jungfer, bevor die Sache wegen ihrer Heirat auch nur halbwegs ab Ort ist.

Die Heiraten habe ich heute nur deswegen auf's Tapet gebracht, damit wir ein vernünftiges Wort von der sozialen Frage, vom sozialen Elend reden können. Leget das Blatt nicht weg, ich bitte Euch dringend, es kommt noch eine interessante Geschichte vor und zwar Eure eigene, ihr jungen Hochzeiter und Hochzeiterinnen!

O wenn ich so eine Prinzessin wäre, so eine Königstochter, wenn ich so reich wäre — dann würde ich keinen anschauen, wenn er nicht Graf oder Baron wäre! — So denken unsere ‚Schönen‘. — Keinen andern! Hier sind

nun drei solcher Prinzessinnen an uns vorbei geschwebt: die Prinzessin Maud, die Helena und die Emma von Holland. Kann jetzt eine einzige von diesen reichen Königstöchtern — kann eine Einzige heirathen, wen sie will und möchte? — Und Ihr, meine jungen und schönen Leserinnen! was machet Ihr für ein Gesicht und was macht Ihr für ein Geschrei, wenn vernünftige Eltern Euch zurückhalten wollen vor dem entscheidenden Schritte, vor dem entscheidenden Sprung ins Elend! Wenn sie es Euch mit guten Worten oder auch im Ernste wehren, Euch dem ersten besten leichtsinnigen Student, einem leichtfertigen Schneider, der so ‚himmlisch‘ tanzen kann, oder irgend einem Velopeter an den Hals werfen. ‚Den oder keinen! sonst gehe ich ins Kloster oder ich sterbe an der Auszehrung oder an gebrochenem Herzen!‘ — Die gute Mutter wird zuerst erweicht, sie fängt auch an zu flennen und zu ‚mieden‘ — bis endlich der ‚harte‘ Vater müde wird und wunderlich sagt: ‚So nimm ihn meinewegen, aber, wenn es nicht gut geht, so will ich nichts davon; komm mir dann später nicht!‘ Du einfältiger Vater! Sie kommt dir dann doch — zuerst mit ihren Klagen und mit ihren Tränen, dann mit ihren Schulden und mit ihrem Elend — zuletzt mit ihren sieben Kindern, sie kommt zu dir und erfüllt dein ganzes Haus und deinen Lebensabend mit Kindergeschrei, mit Zank und schweren Sorgen...«

So schaute der Weltüberblicker von Ah mit seinen geistsprühenden Augen und kritischen Sinn in die große und kleine Welt. Kunstmalers Stockmann malte 1893 von Ah als Weltüberblicker. Das Porträt stellt Persönlichkeit und Idee unübertrefflich dar. Der Weltüberblicker sitzt da in seiner schweren Leiblichkeit, in einen Pelzmantel gehüllt, den er sich von einem Sarner Herrn geborgt hatte, in der bequemen Positur des gereiften Alters, in grauen, sich schwer fügenden Locken. Die Gesichtszüge haben ihre frühere Straffheit etwas eingeübt; die zusammengekniffenen Augen aber schauen noch scharf und kritisch in das Getriebe der Welt. Der Mund ist geschlossen, scheint jedoch sich öffnen zu wollen, um ein träfes Urtheil über eine Narrheit der großen Welt auszusprechen.

Von Ah war wohl der bedeutendste schweizerische Journalist seiner Zeit und wurde auch als solcher im In- und Ausland anerkannt. Der »Zürcher Stadtbote« schrieb in einem gehaltvollen Nachruf über den Weltüberblicker: »Uns Zeitungsschreibern war von Ah ein Vorbild ernster Pflichtauffassung und Unerschrockenheit, ein Vorbild auch des Humors und der geistreichen Originalität. Ein zweiter Weltüberblicker wie er wird im ganzen Journalistenheere wohl nicht mehr zu finden sein.« von Ah besaß die seltene Gabe, alle Kreise zu interessieren. Nationalrat Dr. Ming sagte treffend: »Staatsmänner wie einfache Bauern sehnten sich oft nach dem Sonntag, da sie vernehmen

konnten, was wohl der Weltüberblicker zu den neuesten Tagesereignissen sage. Wer einigemale den Wochenbericht gelesen hatte, wollte das Blatt nicht mehr missen. Diese einfache und doch so packende Sprache, diese originelle Lebensanschauung, diese so naiv scheinende und doch alle Tagesereignisse kommentierende Geschichtsphilosophie hatte eben kein anderes Blatt.«

Heutzutage, wo das freie Wort und Urteil bei diesem Völkerhader verpönt ist, und die Zensur die Presse überwacht, wäre ein Weltüberblicker nach von Ah'schem Format unmöglich. Sein ausgesprochenes Rechtsempfinden und seine temperamentvolle Stellungnahme gegen jede Art von Überforderung und Ausnutzung des Volkes reizten ihn zu schärfsten Tönen der Kritik. Welche Blitze hätte der Weltüberblicker von Ah in den letzten Jahren nach Norden und Süden, Westen und Osten geschleudert!

Fr. von Matt hat zum 60. Geburtstag von Ahs am 15. Dezember 1894 dessen Wirken als Weltüberblicker mit folgendem feinen Gedicht gefeiert:

Seitdem der Weltüberblicker das Licht der Welt erblickt,
Hat wohl der Sturm im Kernwald schon manche Tanne geknickt.
Von Deinen Weggesellen auch schlief schon mancher ein;
Du aber schreitest vorüber am sechzigsten Meilenstein.

Du schreitest vorüber und weiter, und ob es auf's Haupt Dir schneit,
Das Herz, das ewig junge, kennt keine Winterszeit.
Das weltüberblickende Auge, es schaut noch hell und frei;
Noch strahlt Dein Geist so heiter, wie die Morgensonne im Mai.

Und seine Strahlen zünden noch tief ins Herz hinein
Dem frommen Volk in der Kirche, den Freunden im frohen Verein.
Und seine Strahlen leuchten und haben noch alle erquickt,
Wenn sie am Abend der Woche die Lage der Welt überblickt.

Das ist ein freudig Wandern mit Dir nach Wien und Rom,
Mit Dir zu den Tuilerien, mit Dir zum Kölner Dom,
Mit Dir zu Festen und Kämpfen, zum fernsten Meeresstrand,
Zu lauschen Deinem Liede vom freien Schweizerland!

Und immer lehrst zu blicken empor weit über die Welt,
Aus Sturm und Staub des Tages zum klaren Sternenzelt,
Zum ewigen Herrn der Welten. Er segne Dich immerdar
Und gebe Deinem Alter noch manches sonnige Jahr!

Rasch tritt der Tod ihn an

Dem Sechzigjährigen war nicht mehr »manches sonnige Jahr« beschieden. Mit gewohnter Selbstverständlichkeit arbeitete er Tag und Nacht weiter und verbrauchte so seine Lebenskraft mit Einsetzung all seiner Talente und Fähigkeiten für Gott und Kirche, für Volk und Vaterland. Früher, als man ahnte, trat die große Ruhestunde an den Ruhelosen heran. Schon in einer seiner letzten Predigten, am Feste Maria Himmelfahrt, sprach er mit eigentümlichem Ernste vom Tode, der wie ein Dieb in der Nacht komme, und daß man allzeit bereit sein müsse. Ein unbestimmtes Unwohlsein erschwerte ihm die Arbeiten, vermochte aber nicht, ihn daran zu hindern. Von einem Arzte wollte er nie etwas wissen: »Ich mache es mit mir selber aus, wenn mir etwas fehlt«. Noch zweimal betrat er mit sichtlicher Beschwerde die Kanzel von Kerns. Vor einer längern Krankheit hatte er immer ein gewisses Grausen; mitten aus der Arbeit abgerufen zu werden, war sein Wunsch. Und wir könnten uns den rastlosen und stets beweglichen von Ah in langer Untätigkeit nicht vorstellen, und Arzt und Krankenpfleger hätten wohl große Mühe mit ihm gehabt. Tatsächlich holte der Tod ihn von der Arbeit weg. In der Nacht vom 31. August auf den 1. September 1896, als von Ah am Wochenbericht arbeitete, starb er unvermutet an einem Blutsturz mit den Worten: »O mein Gott!« Die überraschende Todesnachricht löste eine tiefe Volkstrauer aus, und sein Begräbnistag war ein Trauertag für Obwalden und für viele von nah und fern. Fast alle Schweizer Zeitungen und auch solche des Auslandes brachten ehrende und anerkennende Nachrufe.

Ein langjähriger Freund des Pfarrers von Ah schrieb nach dessen Tode: »Soviel Leben und auf einmal tot!« Ja, von Ah hat sein Leben und seine reichen Talente mit einer seltenen Energie und Schaffensfreudigkeit ausgenützt. Er handelte nach dem Grundsatz: Was du bist, das sei recht und ganz, und traute sich eine erstaunliche Fülle von Arbeiten zu. Von Ah hat sich wohl selten eine ganze Nacht Ruhe gegönnt; die stillen Stunden der Nacht waren zum großen Teil, wenn nicht ganz der Arbeit gewidmet. Sein Geist war rastlos tätig. In Tagen und Stunden, wo die Arbeit weniger drängte, auch auf einsamen Gängen beschäftigten ihn Probleme und Pläne zu wissenschaftlichen Arbeiten. Als Beleg dafür gelten folgende in Angriff genommene Arbeiten, deren Durchführung aber der Mangel an Zeit verhinderte:

Das Volk der Waldstätte. Ein erster Versuch auf dem Gebiete historisch-pragmatischer Geschichtskunde.

Religionslehre nach ihrem ganzen Umfang. Anfang einer Übersetzung aus dem Französischen von Gaume.

Bischof und Priester, wie sie sein sollen, wenn sie in unserer Zeit etwas wirken wollen: die schönsten Züge aus dem Leben heiliger Bischöfe und Priester, nach den Lektionen des römischen Breviers, in kurzen Betrachtungen für katholische Seelsorger und Priester.

Aus den Kirchenvätern: Zitate von denselben.

Sprüche der Weisheit aus dem Munde deutscher Dichter und Denker.

Ein Lesebuch für geistliche Redner. Eine Sammlung französischer Musterpredigten in deutscher Übersetzung.

Von Ahs Stellung als Seelsorger, Schulinspektor, Publizist und sein großer Freundeskreis brachten es mit sich, daß er eine Unsumme von Korrespondenzen zu erledigen hatte, und es scheint, daß er sich einer prompten Erledigung befließ. Viele freundliche und zustimmende Briefe gingen ihm aus dem Leserkreise seines Wochenberichtes zu; aber auch an Kritik fehlte es nicht. So schrieb ein temperamentvoller Leser aus Berlin am 31. Dez. 1890: »Für den großen Unsinn, den Sie erst kürzlich im Nidwaldner Volksblatt über die hiesige Schulreform und den Kaiser schrieben, dazu wünschen wir Ihnen im neuen Jahre mehr Glück. Wir hören gerne Neues aus der Heimat, nicht aber solchen Unsinn. Sie laufen noch Gefahr, daß das Volksblatt hier verboten wird und wir als Unterwaldner uns schämen müssen.« — Aus vielen Briefen geht hervor, daß der vielbeschäftigte Herr in den verschiedensten großen und kleinen Anliegen um Rat und Hilfe, sogar um Menus in französischer Sprache, angegangen wurde. Auf manche Briefe, die ihm zuflogen, schrieb er ein kritisches Merkwort, wie »läppisch und täppisch«, »frech und ungehobelt«, »fein und schmeichelhaft« usw.

Pfarrer von Ah war sich seiner Tüchtigkeit und Überlegenheit bewußt, sie wurde ja allgemein und öffentlich anerkannt; so kam es, daß er mit Zuverlässigkeit behandelt und berücksichtigt sein wollte. »Ich bin empfindlich«, schrieb er offen in einem Briefe. In Gesellschaft konnte er bei Nichtbeachtung seiner Person verstimmt sein und sich vor der Zeit entfernen. Wenn bei Zusammenkünften durcheinandergeredet wurde, reklamierte er und sagte: »Jetzt rede ich!« Man nahm es ihm nicht übel; denn er entschädigte reichlich durch geistreiche Reden, Witz und Humor.

Sein souveränes, freies Wesen, sagen wir, sein ererbtes Naturell, entlud sich vielleicht um so mehr im Verkehr mit Priestern und Laien, da er immer

unter dem Drucke einer Überfülle von Arbeiten lebte, die auf Tag und Stunde erledigt werden mußten. Es war ihm eine Entspannung seiner Arbeitskräfte. Wohl selten ist es einem geistigen Schwerarbeiter gegeben, soviel Frohsinn und Humor zu bewahren. Immerhin dürfte seine allzu unmittelbare und allzu wenig abwägende Art im Reden und Handeln in unserer Zeit Widerspruch hervorrufen; schon damals äußerten sich Stimmen der Unzufriedenheit. Von Ah wußte das und sagte selbst einmal: »Die Leute mögen mich nicht, aber ich tue auch darnach.« Er liebte und suchte das Originelle und hatte seine Freude, wenn im Volke von seinen Sprüchen und »Streichen« geredet wurde. Geradezu charakteristisch ist es, wenn er den Ordnern seines Nachlasses nach dem Tode noch eine Überraschung bereitete. In einer Kassette fanden sich zwanzig Goldstücke; dabei lag ein Zettel mit den Worten von seiner Hand: »Gelt, das hättet Ihr nicht erwartet!«

So selbstherrlich und souverän er in seinem Tun und Lassen sich häufig zeigte, so war er doch ein Mann von echt priesterlichem Geiste und übernatürlicher Einstellung. Stets war er sich seiner Verantwortung bewußt. In seiner Predigt am Jahresdankfeste Ende Dezember 1898 sagte er: »Oft bin ich im abgelaufenen Jahre auf dieser Kanzel gestanden und habe Euch Predigten und Christenlehren gehalten, und ich darf es wohl sagen, ich bin nie über diese Tritte hinaufgestiegen, ohne mich ernstlich durch Studium und Gebet zu diesem wichtigen Amte der Predigt mit aller Sorgfalt vorzubereiten.« Wo immer von Ah auftrat als Prediger oder Festredner, begrüßte er die Zuhörer mit dem katholischen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! Er ließ sich sogar einen Stempel mit diesem Lobspruch herstellen, um allen wichtigen schriftlichen Arbeiten diese Widmung voranzusetzen und sich immer bewußt zu bleiben, für wen er arbeite. Das Wohl und Weh der hl. Kirche ging ihm über alles. Welche Ergebenheit und Ehrfurcht ihn gegen den Papst erfüllte, kam überraschend zum Ausdruck vor seiner Audienz beim Hl. Vater. Durchschauert vom Gedanken, nun vor dem Stellvertreter Christi zu erscheinen, fiel er in Ohnmacht. Seine große Verehrung zu Bruder Klaus war allbekannt; jedes Jahr pilgerte er Mitte Dezember zur Pfarrkirche von Sachseln, wo er getauft worden war, um am Grabe des Seligen die Taufgelübde zu erneuern.

Diese Blätter sind der dankbaren Erinnerung eines großen und verdienstvollen Obwaldners gewidmet und möchten sein Andenken wieder auffrischen und festhalten. Von Ah hat mit außerordentlichem Talent und Geschick seine rastlose Tätigkeit in den Dienst der Kirche und des Volkes gestellt und sich den Dank der Nachwelt verdient. Sein Leben war reiche Aussaat und Ernte.

In jeder Stellung und Arbeit leistete er Großes und Bestes. Er war ein unermüdlicher, pflichtgetreuer Seelsorger seiner Pfarrgemeinde, ein gottbegnadigter Kanzelredner, der große Förderer des Obwaldner Schulwesens, ein verständnisvoller, warmfühlender Freund des Volkes, ein fruchtbarer Schriftsteller und ein »Weltüberblicker« von ganz seltener Begabung.

Sein Andenken bleibt im Segen. Eccl. 41. 1.

In den Zitaten aus von Ahs Predigten und Wochenberichten wurde seine Orthographie beibehalten.

